

## 2 Theoretische Reflexionen

### Ansätze und Methoden

---

#### 2.1 PROTEST UND PARTIZIPATION – EINE ANNÄHERUNG

Protest hat es schon immer gegeben. Ein Großteil der bundesrepublikanischen Geschichte lässt sich entlang ihrer Protestbewegungen erläutern und deuten. Sie sind feste Bestandteile der politischen und sozio-kulturellen Kraftfelder geworden.<sup>1</sup> Ihr Erscheinen, ihre Aktivitäten und ihr Wirken geben Auskunft über kontrovers diskutierte politische Debatten, über Umbrüche, gesellschaftliche Wandlungen und Modernisierungsschübe sowie über Wertever-schiebungen und über neue globale Problemlagen insgesamt.<sup>2</sup> Zumindest lassen sie sich als solche lesen, wie ein Blick durch die einschlägige Literatur zeigt.<sup>3</sup>

So werden die sogenannten „Hungermärsche“ und Arbeiterstreiks in den Jahren nach Ende des Zweiten Weltkrieges und vor Gründung der Bundesrepublik als Ausdruck diffuser gesellschaftlicher Neuordnungsvorstellungen betrachtet.<sup>4</sup> Die pazifistische „Ohne mich!“-Bewegung – aktiv gegen die Wiederbewaffnung der Bundesrepublik – habe das Bürgerengagement, die Meinungsvielfalt und

**1** | Roland Roth u. Dieter Rucht, Einleitung, in: Dies. (Hg.), Neue Soziale Bewegungen in der Bundesrepublik Deutschland, Bonn 1987, S. 11-16, hier S. 11.

**2** | Zuletzt wiesen Wissenschaftler der Initiative for Policy Dialogue und der Friedrich-Ebert-Stiftung New York in ihrer global angelegten Protesteventanalyse für die Jahre von 2006 bis 2013 weltweit einen kontinuierlichen Anstieg von Protesten nach. Vgl. Isabel Ortiz u. a. (Hg.), World Protests 2006-2013, New York 2013, online unter: [http://policydialogue.org/files/publications/World\\_Protests\\_2006-2013-Final.pdf](http://policydialogue.org/files/publications/World_Protests_2006-2013-Final.pdf) (eingesehen am 4.3.2014).

**3** | Die im Folgenden zitierten Arbeiten stellen lediglich eine selektive Auswahl aus den teilweise unüberschaubar gewordenen Literaturbeständen zu den einzelnen Protestbewegungen und -ereignissen dar.

**4** | Am Beispiel des Ruhrgebiets vgl. Christoph Kleßmann u. Peter Friedemann, Streiks und Hungermärsche im Ruhrgebiet 1946-1948, Frankfurt a. M. 1977, S. 74.

die gelebte Demokratie gestärkt. Sie sei ein wichtiger Faktor in der politischen Kultur der jungen bundesdeutschen Demokratie gewesen.<sup>5</sup> Die in der zweiten Hälfte der 1950er-Jahre aktive außerparlamentarische Oppositionsgruppe „Kampf dem Atomtod“ protestierte gegen die Ausrüstung der Bundeswehr mit Atomwaffen sowie deren Stationierung in Deutschland. In dieser breiten Protestbewegung sei erstmals das „erhebende Bild der Hintanstellung aller Gegensätze“<sup>6</sup> festzustellen gewesen. Vormals starr geglaubte gesellschaftliche Unterschiede würden durch ein einendes gemeinsames Protestziel überbrückt werden können.<sup>7</sup>

Die friedensbewegten „Ostermärsche“ als Protest gegen Wiederbewaffnung und geplantem NATO-Beitritt stellen „eine für Deutschland neue Form des politischen und sozialen Lernens“<sup>8</sup> und einen ersten Schritt einer Liberalisierung der politischen Kultur dar.<sup>9</sup> Die Aktionen der sogenannten „Halbstarken“ in den späten 1950ern, an denen sich vornehmlich bürgerliche Jugendliche als „Vorreiter eines hedonistischen Freizeitverhaltens“<sup>10</sup> beteiligten, spiegeln die Verfassung der bundesdeutschen Gesellschaft, die sich im Spannungsverhältnis von sozialem Wandel und vorherrschenden konservativen Lebensweisen und Normen befand<sup>11</sup>, so, wie die „Schwabinger Krawalle“<sup>12</sup> vom Juni 1962 als „das Ende der Adenauer-Ära und die Liberalisierung der Bundesrepublik anzuseigen“<sup>13</sup> erscheinen. Es habe sich um einen „unartikulierten Protest gegen die Wohlstandsgesellschaft

---

5 | Michael Werner, Zur Relevanz der „Ohne mich“-Bewegung in der Auseinandersetzung um den Wehrbeitrag, in: Detlef Bald u. Wolfram Wette (Hg.), Friedensinitiativen in der Frühzeit des Kalten Krieges 1945-1955, Hamburg 2010, S. 79-86, hier S. 84 u. 86.

6 | Hans Karl Rupp, Außerparlamentarische Opposition in der Ära Adenauer, Köln 1980, S. 275.

7 | Vgl. ebd.

8 | Karl A. Otto, Vom Ostermarsch zur APO, Frankfurt a. M. 1977, S. 180.

9 | Vgl. Herbert Ulrich, Liberalisierung als Lernprozeß. Die Bundesrepublik in der deutschen Geschichte – eine Skizze, in: Ders. (Hg.), Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945-1980, Göttingen 2002, S. 7-49, hier S. 12.

10 | Thomas Grotum, Die Halbstarken: zur Geschichte einer Jugendkultur der 50er Jahre, Frankfurt a. M. 1994, S. 228.

11 | Vgl. Sebastian Kurme, Halbstarke. Jugendprotest in den 1950er Jahren in Deutschland und den USA, Frankfurt a. M. 2006, S. 349.

12 | Über Ablauf und Akteure vgl. Stefan Hemler, Aufbegehren einer Jugendszene. Protestbeteiligte, Verlauf und Aktionsmuster bei den „Schwabinger Krawallen“, in: Gerhard Fürmetz u. Thomas Kleinknecht (Hg.), Schwabinger Krawalle: Protest, Polizei und Öffentlichkeit zu Beginn der 60er Jahre, Essen 2006. S. 25-57.

13 | Detlef Siegfried, Rezension von „Schwabinger Krawalle“, in: Sehepunkte. Rezensionsjournal für die Geschichtswissenschaften, 7 (2007) Nr. 2, online unter <http://www.sehepunkte.de/2007/02/9595.html> (eingesehen am 3. Dezember 2012).

und das Wirtschaftswunder<sup>14</sup> gehandelt. Die endgültige „Attacke auf die Traditionenbestände der Nachkriegsgesellschaft<sup>15</sup> erfolgte um 1968.<sup>16</sup> Die Formierung der als „Achtundsechziger“<sup>17</sup> bezeichneten Studentenbewegung mit ihrer Kritik an der als einengend wahrgenommenen Bildungspolitik und ihrer Forderung nach Mitsprache und Transparenz war „im Kern eine anti-autoritäre Revolte“<sup>18</sup>, die in eine Vielzahl dem Wesen nach emanzipatorischen subkulturellen Bewegungsgruppen mündete<sup>19</sup>. Mit Achtundsechzig – einer Parallelerscheinung zur ersten sogenannten Großen Koalition – habe sich jedenfalls „Gesicht und Mentalität der Republik“<sup>20</sup> geändert; Gesellschaftskritik war fortan möglich.<sup>21</sup>

Ein Wertewandel in der bundesrepublikanischen Gesellschaft und die darin enthaltenen gestiegenen Partizipationswünsche der Bevölkerung sind die wesentlichen Erklärungsfolien, auf denen überwiegend die nachfolgenden Protestbewegungen beschrieben und gedeutet wurden – im Hinblick auf die Bundesrepublik sowie auch auf westlich geprägte Staaten insgesamt.<sup>22</sup> Hierzu zählen vor allem die massiven, auch stark konfrontativ ausgetragenen Proteste gegen den Bau von Atomkraftwerken ab den 1970ern, die zur breiten wie fest verankerten

**14** | Hans-Jochen Vogel, *Die Amtskette. Meine 12 Münchener Jahre. Ein Erlebnisbericht*, München 1972, S. 52; z. n. Gerhard Fürmetz, *Die „Schwabinger Krawalle von 1962. Vom Ereignis zum Forschungsgegenstand*, in: Ders. (Hg.), „Schwabinger Krawalle“. Protest, Polizei und Öffentlichkeit zu Beginn der 60er Jahre, Essen 2006, S. 9-23, hier S. 12.

**15** | Wolfgang Kraushaar, *Achtundsechzig. Eine Bilanz*, Berlin 2008, S. 289.

**16** | Wobei weitgehend wissenschaftlich Einigkeit besteht, dass 1968 eher als Abschluss denn als Beginn eines gesellschaftlichen Wandels anzusehen ist. Dazu vgl. Robert Lorenz u. Franz Walter (Hg.), 1964 – das Jahr, mit dem „68“ begann, Bielefeld 2014.

**17** | Grundlegend dazu vgl. Gerrit Dworok u. Christoph Weißmann (Hg.), 1968 und die 68er. Ereignisse, Wirkungen und Kontroversen in der Bundesrepublik, Wien 2013; vgl. Ingrid Gilcher-Holtey, *Die 68-Bewegung. Deutschland – Westeuropa – USA*, München 2001; vgl. Simon Kießling, *Die antiautoritäre Revolte der 68er. Postindustrielle Konsumgesellschaft und säkulare Religionsgeschichte der Moderne*, Köln 2006; vgl. Jürgen Busche, *Die 68er. Biographie einer Generation*, Berlin 2007.

**18** | Wolfgang Kraushaar, *Achtundsechzig. Eine Bilanz*, Berlin 2008, S. 51.

**19** | Vgl. Jakob Tanner, „The Times they are A-Changin“. Zur subkulturellen Dynamik der 68er Bewegungen, in: Ingrid Gilcher-Holtey (Hg.), 1968. Vom Ereignis zum Gegenstand der Geschichtswissenschaft, Göttingen 1998, S. 207-223.

**20** | Norbert Frei, 1968. Jugendrevolte und globaler Protest, München 2008, S. 228.

**21** | Vgl. Thomas Etzemüller, 1968 – Ein Riss in der Gesellschaft, Konstanz 2005, S. 221.

**22** | Vor allem mit Bezugnahmen auf: Ronald Inglehart, *Kultureller Umbruch: Wertwandel in der westlichen Welt*, Frankfurt a. M. 1989 sowie vgl. ders., *Values, Ideology, and Cognitive Mobilization in New Social Movements*, in: Russell J. Dalton u. Manfred Kuechler (Hg.), *Challenging the Political Order. New Social and Political Movements in Western Democracies*, Cambridge 1990, S. 43-66; vgl. auch Andreas Rödder u. Wolfgang Elz (Hg.), *Alte Werte – neue Werte? Schlaglichter des Wertewandels*, Göttingen 2008.

Anti-Atom-Bewegung<sup>23</sup> anwuchsen und sich verstetigten, sowie die Massenmobilisierungen von Ökologie- und Friedensbewegungen<sup>24</sup> ab Ende der 1970er-Jahre. Aus letzteren entsprang zu großen Teilen eine neue Partei, die Grünen. Kurz nach ihrer Gründung zog sie in Landtage und später auch in den Bundestag ein. Der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung war somit eine parlamentarische gefolgt. Bereits das Aufkommen der Bürgerinitiativbewegung ab Ende der 1960er-Jahre mit ihren etwa 50.000 Bürgerinitiativen<sup>25</sup> habe von einem Wandel im deutschen Parteiensystem gekündet: Volksparteien seien nicht mehr in der Lage, ihre Funktionen als Allerweltsparteien zu erfüllen.<sup>26</sup>

In jüngster Vergangenheit haben Proteste gegen Sozial- und Arbeitsmarktmaßnahmen („Hartz IV“)<sup>27</sup>, auf die die Gründung der Partei Die LINKE folgte, sowie Mobilisierungen gegen die Kriege im Irak und in Afghanistan für Aufmerksamkeit gesorgt. Mit den organisierten globalisierungskritischen Gruppen („Bewegung von Bewegungen“<sup>28</sup>) haben transnationale Protestzusammenhänge an Gewicht gewonnen, denen es vor allem um „globale Gerechtigkeit“ und „globale Demokratie“<sup>29</sup> geht.

---

**23** | Vgl. Dieter Rucht, Von Whyl nach Gorleben. Bürger gegen Atomprogramm und nukleare Entsorgung, München 1980; Chronologie der Bewegung in Reimar Paul (Hg.), ...und auch nicht anderswo! Die Geschichte der Anti-AKW-Bewegung, Göttingen 1997.

**24** | Vgl. Philipp Gassert, Viel Lärm um Nichts? Der NATO-Doppelbeschluss als Katalysator gesellschaftlicher Selbstverständigung in der Bundesrepublik, in: Ders. u.a. (Hg.), Zweiter Kalter Krieg und Friedensbewegung. Der NATO-Doppelbeschluss in deutsch-deutscher und internationaler Perspektive, München 2011, S. 175-202; vgl. Wilfried von Bredow u. Rudolf H. Brocke, Krise und Protest: Ursprünge und Elemente der Friedensbewegung in Westeuropa, Opladen 1987.

**25** | Die Zahl ist entnommen aus: Habbo Knoch, „Mündige Bürger“, oder: Der kurze Frühling einer partizipatorischen Vision. Einleitung, in: Ders. (Hg.), Bürgersinn mit Weltgefühl. Politische Moral und solidarischer Protest in den sechziger und siebziger Jahren, Göttingen 2007, S. 9-53, hier S. 12.

**26** | Vgl. Bernd Guggenberger u. Udo Kempf, Vorbemerkung, in: Dies. (Hg.), Bürgerinitiativen und repräsentatives System, Opladen 1984, S. 9-22, hier S. 13. Zur Bürgerinitiativbewegung insgesamt vgl. Peter Cornelius Mayer-Tasch, Die Bürgerinitiativbewegung. Der aktive Bürger als rechts- und politikwissenschaftliches Problem, Reinbek 1976 sowie Klaus-Peter Bößhar, Bürgerinitiativen im politischen System der Bundesrepublik Deutschland, Frankfurt a. M. 1982.

**27** | Vgl. Nadja Klinger, Proteste gegen Hartz-IV, in: Heinrich Geiselberger (Hg.), Und jetzt? Politik, Protest und Propaganda, Frankfurt a. M. 2007, S. 211-220.

**28** | Mark Herkenrath, Die Globalisierung der sozialen Bewegungen. Transnationale Zivilgesellschaft und die Suche nach einer gerechten Weltordnung, Wiesbaden 2011, S. 29.

**29** | Roland Roth, Occupy und Acampada: Vorboten einer neuen Protestgeneration?, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, Jg. 62 (2012) H. 25-26, S. 36-43, hier: S. 38.

Die Proteste in der DDR – hier vor allem der Volksaufstand von 1953 und die Massendemonstrationen der friedlichen Revolution von 1989 – seien hauptsächlich Folge von Repressionen des Staates und der Unzufriedenheit der Bevölkerung mit dem Ziel, Freiheit zu erlangen.<sup>30</sup> 1953 fand 1989 eine „unverhoffte Vollendung“<sup>31</sup>.

Dieser Jahre meint man „neue Bürgerproteste“ ausgemacht zu haben. So werden Proteste wie beispielsweise gegen den unterirdischen Bahnhofsneubau „Stuttgart 21“ als ein Beleg für die These angeführt, dass man sich derzeit in „vorrevolutionären Zeiten“<sup>32</sup> befindet. Der Bauzaun am Stuttgarter Hauptbahnhof sei „zur Magna Charta eines neuen bürgerlichen Selbstbewusstseins“<sup>33</sup> geworden. Aus Empörung und einem großen Unbehagen heraus sei ein Aufbruch erwachsen, der „Bürger als erwachender Citoyen“<sup>34</sup>, vermutlich „eine historische Zäsur des bürgerlichen Selbstverständnisses schlechthin“<sup>35</sup> und ein „Symptom einer Krise der repräsentativen Demokratie“<sup>36</sup>.

Diese kurze exemplarische Übersicht bundesrepublikanischer Protestbewegungen und –ereignisse zeigt, dass letztlich seit Bestehen der Republik – mit wellenförmiger, zuletzt mit leicht ansteigender Protestfrequenz<sup>37</sup> – gilt, was schon

---

**30** | Über Proteste in der DDR grundsätzlich: Detlef Pollack, Bedingungen der Möglichkeit politischen Protestes in der DDR, in: Ders. u. Dieter Rink (Hg.), Zwischen Verweigerung und Opposition. Politischer Protest in der DDR 1970-1989, Frankfurt a. M. 1997, S. 303-331 sowie Gareth Dale, Popular Protest in East Germany: 1945-1989, London 2005.

**31** | Ilko-Sascha Kowalczuk, 17. Juni 1953, München 2013, S. 120.

**32** | Roland Roth, Bürger Macht. Eine Streitschrift für mehr Partizipation, Hamburg 2011, S. 90.

**33** | Michael Kienzle, Wie ein Bauzaun Mentalitätsgeschichte machte, in: Sybille Weitz u. Ulrich Weitz (Hg.), Der Stuttgarter Bauzaun. Phantasie des Protests, Stuttgart 2010, S. 81-83, hier S. 81.

**34** | Annette Ohme-Reinicke, Das große Unbehagen. Die Protestbewegung gegen „Stuttgart 21“: Aufbruch zu neuem bürgerlichen Selbstbewusstsein?, Stuttgart 2012, S. 188.

**35** | Ebd, S. 186.

**36** | Winfried Thaa, „Stuttgart 21“ - Krise oder Repolitisierung der repräsentativen Demokratie, in: Politische Vierteljahresschrift, Jg. 54 (2013) H. 1, S. 1.

**37** | Über Wellen der Protesthäufigkeiten in der Bundesrepublik anhand von quantitativen Zeitungsanalysen vgl. Dieter Rucht, Zum Wandel politischen Protests in der Bundesrepublik. Verbreitung, Professionalisierung, Trivialisierung, in: Vorgänge 164 - Zeitschrift für Bürgerrechte und Gesellschaftspolitik, Jg. 42 (2003) H. 4, S. 4-11, hier S. 6; repräsentative Umfragen zur Beteiligung an Protesten in westlichen Ländern bei: Russell Dalton, Citizen Politics: Public Opinion and Political Parties in Advanced Industrial Democracies, New York 2002.

1987 festgehalten wurde: „Die Allgegenwart von Protest ist unübersehbar“<sup>38</sup>. Ein Befund, der auf ähnliche Weise für alle westlich modern-liberalen Demokratien festgehalten wurde. Amitai Etzioni beschrieb bereits 1970 eine neue „Demonstration Democracy“<sup>39</sup>. Friedhelm Neidhardt und Dieter Rucht 1993 sowie David Meyer und Sidney Tarrow 1998 verwenden den Begriff „Bewegungsgesellschaften“<sup>40</sup>, um Charakter und Beschaffenheit des Gemeinwesens zu erfassen. Harry Pross hat 1992 den Begriff „Protestgesellschaft“<sup>41</sup> mit der gleichnamigen Veröffentlichung in die Debatte eingebracht. Heute ist die Rede von einer „Misstrauensgesellschaft“<sup>42</sup>, die die neuen Protestbewegungen speise.

Dabei wird die Frage, was die konstatierte Allgegenwärtigkeit von Protesten für die demokratische Verfasstheit im Allgemeinen und der Bundesrepublik im Besonderen bedeutet, unterschiedlich beantwortet. Während den sozialen Bewegungen eine – zumeist von Bewegungsforschern vielfach betonte – „demokratische Produktivkraft“<sup>43</sup> zugesprochen wird, gilt dies für Proteste und Protestbewegungen zumindest nicht in toto. Übergreifend lassen sich dabei im Wesentlichen zwei starke Perspektiven zusammenfassen<sup>44</sup>. Zum einen wird Protest als Zeichen einer vitalen demokratischen Bürgerlichkeit verstanden, als aktive rechtlich zustehende Partizipationsform, die Demokratie belebend wirkt, sie erst ermöglicht.<sup>45</sup>

**38** | Roland Roth u. Dieter Rucht, Einleitung, in: Dies. (Hg.), *Neue Soziale Bewegungen in der Bundesrepublik Deutschland*, Bonn 1987, S. 11-16, hier S. 11.

**39** | Amitai Etzioni, *Demonstration Democracy*, New York 1970.

**40** | Vgl. Friedhelm Neidhardt u. Dieter Rucht, *Auf dem Weg in die „Bewegungsgesellschaft“?*, in: *Soziale Welt*, 44 (1993) H. 3, S. 305-326; vgl. David Meyer u. Sidney Tarrow, *The Social Movement Society. Contentious Politics for a New Century*, Lanham 1998.

**41** | Harry Pross, *Protestgesellschaft. Von der Wirksamkeit des Widerspruchs*, München 1992.

**42** | Vgl. Franz Walter, *Bürgerlichkeit und Protest in der Misstrauensgesellschaft*, in: Stine Marg u.a. (Hg.), *Die neue Macht der Bürger. Was motiviert die Protestbewegungen?*, Reinbek 2013, S. 301-343.

**43** | Vgl. Dieter Rucht, *Soziale Bewegungen als demokratische Produktivkraft*, in: Ansgar Klein u. Rainer Schmalz-Brunn (Hg.), *Politische Beteiligung und Bürgerengagement in Deutschland. Möglichkeiten und Grenzen*, Baden-Baden 1997, S. 382-403; sowie Ansgar Klein u. Rainer Schmalz-Brunn, *Herausforderungen der Demokratie. Möglichkeiten und Grenzen der Demokratisierung*, in: Dies. (Hg.), *Politische Beteiligung und Bürgerengagement in Deutschland*, Baden-Baden 1997, S. 7-38, hier S. 32.

**44** | Tatsächlich überwiegen jedoch in der Literatur die Mischformen hinsichtlich der demokratie-theoretischen Analyse von Protestbewegungen.

**45** | Vgl. Charles Tilly, *Contention and Democracy in Europe, 1650 - 2000*, Chicago 2004; Frank Furedi (Hg.), *Democracy and Participation: Popular Protest and New Social Movements*, London 2004; am Fallbeispiel der deutschen „Bürgerinitiativbewegung“: Horst Zilleßen, *Bürgerinitiativen und repräsentative Demokratie*, in: Bernd Guggenberger u. Udo Kempf (Hg.), *Bürgerinitiativen und repräsentatives System*, Opladen 1984, S. 103-123,

Bewegung sei „keine Störgröße, kein irreguläres, vordemokratisches oder vormodernes Element, das durch die Präsenz von Verbänden und Parteien erübrigt würde“, schreibt Dieter Rucht. Bewegungen „bilden vielmehr ein wichtiges Potential für ein demokratisches Gemeinwesen“, das an einer „fortlaufenden Produktion des Kollektivguts Demokratie“<sup>46</sup> beteiligt sei. Die „vermutlich wichtigsten politischen Lernorte und Experimentierbaustellen“<sup>47</sup>, schreibt Roland Roth. Elmar Wiesenthal formuliert am Beispiel der sogenannten neuen sozialen Bewegungen, dass eben diese Bewegungen „einen erwünschten Blutspenderdienst für den im sterilen Leerlauf zirkulierenden Elitenwettbewerb“<sup>48</sup> zu leisten in der Lage sind. Noch grundsätzlicher formuliert es Francesco Alberoni. Demokratie bedürfe, so seine These, der permanenten Wiedergeburt durch Bewegungen.<sup>49</sup>

Diese gelegentlich in allzu hellem Licht formulierten Argumente legen dabei weniger Bedeutung auf die Tatsache, dass politische Partizipation auch innerhalb von anti-demokratischen Protestbewegungen stattfinden kann und stattfindet.<sup>50</sup> Es darf zumindest bezweifelt werden, dass die wiederkehrenden und anhaltenden Abwehrbemühungen von mehr oder minder offenen Angriffen durch anti-demokratische Bewegungsformationen der demokratischen Verfasstheit insgesamt förderlich sind. Wissenschaftlich belegt ist es jedenfalls nicht. Hinzu kommt, dass Vertreter, die allzu pauschal auf eine Demokratie belebende Wirkung von Protestbewegungen abheben, außer Acht lassen, dass die Erhebung des öffentlichen Einspruchs durch Beteiligung am Protest und Engagement in Bewegungsgruppen – so wie gesellschaftliches Engagement insgesamt – stets voraussetzungsreich ist und somit vor allem den über entsprechende Ressourcen verfügenden

---

hier S. 104; Bernt Armbruster, Bürgerinitiativen und ihr Beitrag zur politischen Sozialisation, in: Bernhard Claußen u. Rainer Geißler (Hg.), *Die Politisierung des Menschen. Instanzen der politischen Sozialisation. Ein Handbuch*, Opladen 1996, S. 457-469, hier S. 459 f.; am Beispiel Südkoreas: Thomas Kern, *Südkoreas Pfad zur Demokratie. Modernisierung, Protest, Regimewechsel*, Frankfurt a. M. 2005.

**46** | Dieter Rucht, *Soziale Bewegungen als demokratische Produktivkraft*, in: Ansgar Klein u. Rainer Schmalz-Brunz (Hg.), *Politische Beteiligung und Bürgerengagement in Deutschland*, Baden-Baden 1997, S. 382-403, hier S. 384.

**47** | Roland Roth, *Bürgermacht. Eine Streitschrift für mehr Partizipation*, Bonn 2011, S. 104.

**48** | Elmar Wiesenthal, *Neue soziale Bewegungen und moderne Demokratietheorie*, in: Roland Roth u. Dieter Rucht (Hg.), *Neue soziale Bewegungen in der Bundesrepublik Deutschland*, Bonn 1987, S. 364-384, hier S. 382; Gleichwohl macht Wiesenthal auch deutlich, dass es für politische Einflusserfolge „Hilfsdienste etablierter Vermittlungsinstanzen“ bedarf.

**49** | Vgl. Francesco Alberoni, *Movements and Institutions*, New York 1984, S. 207.

**50** | Eher als eine Ausnahme erscheint in diesem Zusammenhang der Sammelband von Petr Kopecky u. Cas Mudde (Hg.), *Uncivil Society? Contentious Politics in Post-Communist Europe*, London 2003.

Bevölkerungsschichten offensteht.<sup>51</sup> Das heißt: Nicht alle Bürger sind in der Lage, sich gleichermaßen über und innerhalb von Protestbewegungen zu engagieren und zu artikulieren. So gesehen tragen Protestbewegungen, deren repräsentative Züge ganz verschieden stark ausgeprägt sein können, durchaus auch einen ausschließenden Charakter in sich, ja müssen diesen gar konservieren, um nach innen mobilisierungsfähig zu bleiben und nach außen strategisch zielgerichtet protestieren zu können. An die aus demokratischen Gründen per se gebundene Befürwortung von Bewegungen wird zudem – gerade bei neueren Publikationen – häufig die Überzeugung eines „Wissens der Vielen“<sup>52</sup> gekoppelt. Damit verbunden wird Bewegungen eine Art Selbstregulierungsfunktion zugeschrieben, die im Einzelfall gegeben sein mag, keinesfalls aber für alle Bewegungen als bewiesen betrachtet werden kann.

Auch der zweiten überdauernden Perspektive auf Protest und Protestbewegungen muss kritisch begegnet werden. Aufkommender Protest und sich formierende Protestbewegungen werden, so die hier zusammengezogenen Sichtweisen, als Ausdruck und Beleg für die Krisenhaftigkeit des demokratischen Systems verstanden.<sup>53</sup> Dieser Denkweise zufolge entstehen Proteste vorrangig aufgrund von Mängeln, Versäumnissen, Unterlassungen des repräsentativen Regierungssystems.<sup>54</sup> Sie sind somit Indikatoren für Missstände, auf die politisch-institutionelle Eliten reagieren (können), oder werden gar als Verfallssymptome der kapitalistischen Ordnung insgesamt gedeutet. Die wiederkehrenden wellenförmigen Auf- und Abschwünge sozialer Bewegungen korrespondierten mit langfristigen

---

**51** | Über Faktoren, die Engagement begünstigen: Thomas Gensicke, Individuelle Voraussetzungen für freiwilliges Engagement, in: Beate Rosenzweig u. Ulrich Eith (Hg.), Bürgerschaftliches Engagement und Zivilgesellschaft – ein Gesellschaftsmodell der Zukunft? Analyse des Zugangs zum freiwilligen Engagement unter besonderer Berücksichtigung der Situation in den neuen Ländern, Schwalbach 2004, S. 56-72, hier S. 62.

**52** | Roland Roth, Wieso ist Partizipation notwendig für die Zukunftsfähigkeit der Kommunen, in: BBE-Newsletter 5 (2011), S. 3.

**53** | Auf die „realen Problemsituationen, die den argumentativen Horizont und den Aktionsrahmen für den sozialen Protest“ bildeten, verweisen beispielsweise: Wilfried von Bredow u. Rudolf H. Brocke, Krise und Protest: Ursprünge und Elemente der Friedensbewegung in Westeuropa, Opladen 1987, S. 61; vgl. auch: David Meyer u.a. (Hg.), Routing the Opposition. Social Movements, Public Policy and Democracy, Minneapolis 2005.

**54** | „Proteste der Bürger [...] können als Indikatoren für Wiederwahlchancen und damit für politisch zu bearbeitende Probleme dienen“, schreibt Hans-Joachim Giegel, Strukturveränderungen und Problemwicklungen in der Demokratie, in: Dirk Berg-Schlosser u. ders. (Hg.), Perspektiven der Demokratie. Probleme und Chancen im Zeitalter der Globalisierung, Frankfurt a. M. 1999, S. 100-133, hier S. 105.

Innovationszyklen des Industriesystems.<sup>55</sup> Jedoch sind auch diese Sichtweisen auf Protestbewegungen unscharf, können ihr Auftreten und Wirken nicht umfänglich beschreiben und erklären. Dass ausschließlich Institutionen Adressaten von Protestbewegungen seien, widerlegt bereits der Blick auf die bundesrepublikanische Protestgeschichte. So können expressive Motive, Identitätsbildung und Selbstvergewisserung ebenfalls starke Beweggründe für ausgeprägt andauernde Protestaktivitäten darstellen.<sup>56</sup> Auch „das System“ hat sich verändert. Wurde einst-mals – vermutlich nicht ganz zu Unrecht – „das System“ mit „dem Staat“ weitgehend gleichgesetzt und Bezüge zwischen Protestaktivitäten auf der einen Seite sowie Reaktionen der politischen Institutionen auf der anderen Seite hergestellt, haben sich im Zuge der beschleunigten Globalisierung die Rahmenbedingungen fundamental gewandelt, sich Entscheidungs- und Aushandlungszentren verschoben und supranationale Institutionen an Bedeutung gewonnen.<sup>57</sup> So ist „der Staat zwar nach wie vor der Adressat von Erwartungen, aber er hat viel von seiner früheren Handlungsmacht verloren“<sup>58</sup>. Auch unterstellen und betonen Vertreter dieser Lesart den Protestbewegungen direkt oder indirekt ein ausgeprägt reaktives, bewahrendes, verteidigendes Moment. Sie sprechen ihnen zukunftweisende, kreative, ja schöpferische Kräfte ab und verstehen Protestbewegungen eher als rational handelnde Einheiten, die aus einer gewissen Logik heraus entstehen und agieren, aber auch wieder verschwinden. Motoren gesellschaftlicher Veränderungen sind sie dieser Deutung zufolge genauso wenig wie Versuchsfelder neuer, alternativer demokratischer Aushandlungsprozesse – danach können sie dies auch gar nicht sein. Zudem erscheint die noch Mitte der 1990er beschriebene „extreme Bewegungsfeindlichkeit der ‚politischen Klasse‘“, die Protestbewegungen „als demokratiegefährdenden Extremismus“ auffasse und in ihnen vor allem ein „protofaschistisches Potential“<sup>59</sup> erkenne, nicht mehr zeitgemäß. Die Konfrontationslinie zwischen dem Apparat und der Bewegung ist anscheinend verschwunden, zumindest aber tritt sie nicht mehr so deutlich zutage wie vormals. Vielmehr ist zu beobachten, dass auch von politisch-institutioneller Seite Partizipation –

---

<sup>55</sup> | Vgl. Joseph Huber, Soziale Bewegungen, in: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 17 (1988) H. 6, S. 424–435, hier 425 ff.

<sup>56</sup> | Vgl. Brigitte Geißel u. Katja Thillmann, Partizipation in Neuen Sozialen Bewegungen, in: Beate Hoecker (Hg.), Politische Partizipation zwischen Konvention und Protest, Opladen 2006, S. 159–183, hier S. 169.

<sup>57</sup> | Wenn auch mit starker Bezugnahme auf die USA vgl. Pippa Norris, Democratic Phoenix, Reinventing Political Activism, Cambridge 2002, S. 192 f.

<sup>58</sup> | Herfried Münkler, Die Verdrossenen und die Empörten, in: Neue Zürcher Zeitung, 24. April 2012, online unter <http://www.nzz.ch/aktuell/feuilleton/uebersicht/die-verdrossenen-und-die-empoerten-1.16611315> (eingesehen am 5. Dezember 2012).

<sup>59</sup> | Roland Roth, Demokratie von unten. Neue soziale Bewegungen auf dem Wege zur politischen Institution, Köln 1994, S. 260.

durchaus auch in Form von Bewegungs- bzw. Protestengagement – zumindest nach außen hin akzeptiert, teilweise auch willkommen geheißen wird.<sup>60</sup>

Zusammengefasst gilt, dass keine einhellige Forschungsmeinung darüber besteht, inwiefern Protest(bewegungen) zur Stabilisierung der Demokratie beitragen oder ihr Erscheinen Hinweise auf systemische Mängel darstellt. Die Deutungsweisen und -perspektiven variieren je nach Demokratieauslegung und Untersuchungsgegenstand der Forscher. Sie sind abhängig von der jeweiligen Wissenschaftsauffassung und der fachlichen Herkunft der Autoren. So vage wie wichtig für das Forschen im weiten Feld der Protestbewegungen gilt, hier festzuhalten, dass Proteste Demokratien vitalisieren, aber sie auch angreifen können. Sie können für Menschen demokratische Lernorte darstellen, können sie aber auch dezidiert anti-demokratisch erziehen und schulen. Sie können in Reaktion auf eine Krise entstehen, sich aber auch als langfristige Interessenvertretungen oder als Ausdruck eines Lebensgefühls, einer zeitgeistlichen Stimmung formieren und auftreten. Kurzum: Protestbewegungen entstehen, agieren, verstetigen ihre Aktivitäten und/oder verschwinden; es gilt ihre jeweiligen Vorzeichen auszuleuchten.

Die oben herangezogenen Arbeiten stammen überwiegend von Bewegungsforschern, verfasst mit dem Ziel, Protestaktivitäten demokratietheoretisch zu vertreten. Anders gelagert ist die separate Betrachtung von politischem Engagement, bürgerschaftlicher Beteiligung und politischer Partizipation<sup>61</sup>. Weitverbreitet herrscht in vielen Fachdisziplinen die Forschungsmeinung vor, dass Partizipation für ein funktionierendes Gemeinwesen unabdingbar sei.<sup>62</sup> Allerorten wird Engagement – ob ehrenamtlich, freiwillig, gesellschaftlich, bürgerschaftlich, politisch oder sozial – gelobt und gepriesen, aber auch verlangt und eingefordert. Disziplinen übergreifend wird Bürgerbeteiligung dieser Jahre auffällig einmütig begrüßt. Kritische Töne sind rar.<sup>63</sup> Partizipation ist in (wissenschaftlicher) Mode. Die Literatur dazu beinahe unüberschaubar.

---

**60** | Dies gilt besonders für Bewegungsengagement gegen Rechtsextremismus. Auch Bürgerforen etc. wurden erschaffen.

**61** | Unter „Partizipation“ verstanden werden hier sowie im Folgenden „alle Tätigkeiten [...] die Bürger freiwillig mit dem Ziel unternehmen, auf verschiedenen Ebenen des politischen Systems etwas zu beeinflussen“; Max Kaase, Partizipation, in: Dieter Nohlen (Hg.), Wörterbuch Staat und Politik, Bonn 1995, S. 521-527, hier S. 521.

**62** | Dies gilt auch für Veröffentlichungen aus dem Bereich der Betriebswirtschaftslehre, die sich hauptsächlich mit Fragen der Mitarbeiterbeteiligung, -ansprache und -motivation beschäftigen. Dabei wird mehr Partizipation häufig mit einer möglichen Effizienzsteigerung begründet. Literatur dieser Art konnte für die vorliegende Auswertung nicht berücksichtigt werden.

**63** | Eine furiose Ausnahme ist beispielsweise Markus Miessen, Alptrum Partizipation, Berlin 2012.

Zunächst gilt festzuhalten, dass sich in diesen Diskursen Protestbewegungsaktivitäten als gleichrangig behandelte politische Beteiligungsformen eher selten finden lassen. Von den Partizipationsforschern und den Experten der Zivilgesellschaften, die zumeist quantitative Methoden favorisieren, wird das weite Feld der Protestbewegungen – aus welchen Gründen auch immer – zumeist vernachlässigt. Angesichts sinkender Wahlbeteiligung stehen Studien zur Wahlforschung beziehungsweise die Wahlenthaltungsforschung deutlich häufiger im Fokus des Interesses. Die gleichsam zu konstatiertenden Zunahme unkonventioneller Beteiligungsformen findet vergleichsweise wenig Beachtung.<sup>64</sup> Dabei könnten gerade sie wichtige Beiträge liefern. Denn Partizipations- und Zivilgesellschaftsforscher vermögen die Zusammenhänge zwischen individueller Beteiligung und demokratisch-gesellschaftlichen Beschaffenheiten zu erforschen. Unter anderem sind bei ihnen zwei Themenkomplexe von zentralem Interesse. Der erste zielt auf die Verfassung von Demokratien ab und fragt, welchen Beitrag Partizipation der Bürger hier zu leisten vermag. Der zweite fokussiert auf das Individuum und fragt, wie sich aktive Partizipation – aber auch die zunehmenden Partizipationsansprüche – auf den Einzelnen auswirken.

Ein Befund von Zivilgesellschafts- und Partizipationsforschern fällt relativ eindeutig aus. Ihnen zufolge ist politisches Engagement der Demokratie förderlich. Ihren Demokratieverständnissen liegt zumeist das Ziel zugrunde, nach dem möglichst breite Bevölkerungsschichten partizipieren sollten. Im Idealfall entstehe eine gleichberechtigte Beteiligung aller.<sup>65</sup> Vielzitiert wies Robert A. Dahl bereits 1971 darauf hin, dass politische Partizipation neben den Menschenrechten und dem politischen Wettbewerb das wichtigste Kriterium für Demokratien darstelle.<sup>66</sup> Er verwies dabei auf ein „enlightened understanding“ der Bürger. Ein häufig (kritisch) genannter Bezugspunkt vieler Analysen bilden die Arbeiten des US-Politologen Robert D. Putnam, der der Frage nach Solidaritätsproduktion angesichts einer zunehmenden Individualisierung, die den gesellschaftlichen Zusammenhalt gefährde, nachging. Er unternimmt eine eher pessimistische Bestandsaufnahme und lässt ihr die Forderung nach einer Stärkung der „communities“ folgen, eine starke Bürgergesellschaft mit vielen lokalen Vergemeinschaftungen sei eine Möglichkeit, um neues „social capital“ aufzubauen und so

---

**64** | Über einen Anstieg von „Protestpolitik“ für das späte 20. Jahrhundert in acht westlichen Demokratien: Pippa Norris, *Democratic Phoenix, Reinventing Political Activism*, Cambridge 2002, S. 196 f.

**65** | Vgl. Theo Schiller, Prinzipien und Qualifizierungskriterien für Demokratie, in: Dirk Berg-Schlosser u. Hans-Joachim Giegel (Hg.), *Perspektiven der Demokratie*, Frankfurt 1999, S. 28-56; Thomas Zittel, *Participatory Democracy an Political Participation: Can Participatory Engineering Bring Citizens back in?*, London 2007.

**66** | Robert A. Dahl, *Democracy and Its Critics*, New Haven 1990; vgl. ders., *Who Governs? Democracy and Power in an American City*, New Haven 1961.

Gemeinsinn zu stiften.<sup>67</sup> Aktuelle Vertreter verwandter Annahmen gehen davon aus, der Verlust traditioneller Bindungen könne über freiwillig gewählte Bündnisse aufgefangen werden. Anders als Putnam blicken sie weniger pessimistisch auf sich lösende gesellschaftliche Bindungsstrukturen, die neuen loseren spontaneren Zusammenschlüsse von Gruppen und Gemeinschaften würden die pluralistische Demokratie sogar nachhaltig stabilisieren.<sup>68</sup> Bei einem Ausbau von Möglichkeiten würde Partizipation somit „nicht nur eine Angelegenheit privilegierter und elitärer Schichten bleiben“<sup>69</sup>. Auch würden politische Eliten überhaupt erst aufgrund breiter Partizipationsaktivitäten ansprachefähig.<sup>70</sup> Ebenfalls wird aus Effizienzgründen Partizipation für sinnvoll erachtet.<sup>71</sup> Aus Sicht der Verwaltung müssten zwingend die Interessen der Bürger Beachtung finden, um Fehlplanungen zu vermeiden. Erst mit Bürgerbeteiligung würden sachlich korrekte Vorhaben auch sozial richtig.<sup>72</sup>

Kritische Stimmen aus der Zivilgesellschafts- und Partizipationsforschung sind selten, aber zu finden. Mit den modellhaften beschrieben „neuen“ partizipativen Demokratien sieht John Keane eine „monitory democracy“ aufziehen, „a variety of ‚post-parliamentary‘ politics“<sup>73</sup>. Kennzeichnend für diese post-repräsentative Ära sei ein rapides Wachstum verschiedener außerparlamentarischer Einflussmechanismen. Wahlen, Parteien und Parlamente verlören an Bedeutung während verschiedene Formen zivilgesellschaftlicher Organisationen mächtiger würden.<sup>74</sup> Dadurch wiederum bestehe die Gefahr, dass sich vor allem die Interessen der Stärkeren durchsetzen würden.<sup>75</sup> Michael Walzer wies nachdrücklich auf eine Ungleichheit der Partizipation hin: „Zivilgesellschaft reflektiert und erhöht

---

**67** | Vgl. Robert Putnam, *Bowling Alone. The Collapse an Revival of American Community*, New York 2000 sowie vgl. ders., *Making Democracy Work. Civic Traditions in modern Italy*, Princeton 1994.

**68** | Vgl. Markus Ottersbach, *Außerparlamentarische Demokratie, neue Bürgerbewegungen als Herausforderung an die Zivilgesellschaft*, Frankfurt a. M. 2003, S. 276 u. S. 271. Mit seiner Kritik an Putnam vgl. auch: Michael Schudson, *The Varieties of Civic Experience*, in: *Citizenship Studies*, 10 (2006) H. 5, S. 591-606, hier S. 593.

**69** | Markus Ottersbach, *Außerparlamentarische Demokratie*, S. 273.

**70** | Vgl. Sidney Verba, *Voice an Equality: Civic Voluntarism in American Politics*, Cambridge 1995.

**71** | Vgl. Wolfgang Thomaßen, *Politische Partizipation und Stadtentwicklungsplanung. Innenpolitik in Theorie und Praxis*, München 1988, S. 17.

**72** | Vgl. Wolfgang van den Daele, *Zum Forschungsprogramm der Abteilung „Normbildung und Umwelt“*, WZB, *Forschungsschwerpunkt Technik, Arbeit, Umwelt*, Berlin 1991, S. 25.

**73** | John Keane, *The Life and Death of Democracy*, London 2010, S. 688 f.

**74** | Vgl. ebd., S. 741.

**75** | Vgl. Gerd Mielke, *Die Bürgergesellschaft – Das Modell der Zukunft?*, in: Beate Rosenzweig u. Ulrich Eith (Hg.), *Bürgerschaftliches Engagement und Zivilgesellschaft – ein Gesellschaftsmodell der Zukunft?*, Schwalbach 2004, S. 20-30, hier S. 24.

wahrscheinlich sogar Effekte von Ungleichheit. Das liegt daran, dass jede organisierte Gruppe auch Mobilisierung von Ressourcen bedeutet: Je mehr Ressourcen ihre Mitglieder mitbringen, umso stärker ist die Gruppe. Je stärker die Gruppe, umso eher kann sie den Einfluss der Ressourcen ihrer Mitglieder verstärken. Also ist es eigentlich eine grundsätzliche Regel der Zivilgesellschaft, dass ihre stärksten Mitglieder stärker werden.“<sup>76</sup>

Nicht selten verweisen Kritiker auf die Erfahrungen aus der Weimarer Republik. Dass eine fragmentierte, polarisierte, aber organisierte Gesellschaft mit umfassenden Massenbewegungen für eine Demokratie durchaus gefährlich sein kann, nationale politische Institutionen zu delegitimieren vermag, beweise der Blick zurück auf die Weimarer Republik mit ihren rivalisierenden gesellschaftlichen Gruppen, auf welche die nationalsozialistische Diktatur folgte. Das assoziative Leben diente hier nicht dazu, Bürger in das politische System zu integrieren, sie dort gewissermaßen und dem tocquevillianischen Verständnis zufolge demokratisch zu schulen und zu bilden, sondern vielmehr dazu, sie zu trennen, sie außerhalb der bestehenden Ordnung in eben diesen Partizipationsräumen weiter zu mobilisieren – nicht zuletzt gegen die existierende politische Führungsstruktur.<sup>77</sup> Ralf Dahrendorf warnte daher auch vor einem „fundamentaldemokratischem Missverständnis“ und schreibt: „Die demokratische Utopie der total aktivierten Öffentlichkeit ist als Entwurf zur Realisierung so totalitär wie alle Utopien.“<sup>78</sup> Die Zivilgesellschaft zu stärken, werde jedenfalls nicht die Probleme lösen, die sich hoch entwickelten, demokratischen Industrierationen heute stellen.<sup>79</sup>

Auf einen weiteren Kritikpunkt hatte bereits 1975 Fritz W. Scharpf hingewiesen. Er lenkte den Blick auf das Individuum selbst: „Wenn politische Entscheidungen prinzipiell aus der Partizipation aller Bürger an den – wie immer organisierten – politischen Entscheidungsprozessen hervorgehen sollen, dann setzt dies die Existenz eines vorrangigen und universalen menschlichen Interesses an politischer Beteiligung voraus.“<sup>80</sup> Nicht nur dieses Interesse an Partizipation –

---

**76** | Michael Walzer, Equality and Civil Society, in: Simone Chambers u. Will Kymlicka (Hg.), Alternative Conceptions of Civil Society, Princeton 2002, S. 34-49, hier S. 39 (eigene Übersetzung).

**77** | Vgl. Sheri Berman, Civil Society and the Collapse of the Weimar Republic, in: World Politics: A Quarterly Journal of International Relations, 49 (1997) H. 3, S. 401-429, hier S. 413.

**78** | Ralf Dahrendorf, Aktive und passive Öffentlichkeit. Über Teilnahme und Initiative im politischen Prozeß moderner Gesellschaften, in: Hannes Haas, Medien- und Kommunikationspolitik: ein Textbuch zur Einführung, Wien 2005, S. 28-38, hier S. 33 f.

**79** | Vgl. Sheri Berman, Civil Society an Political Institutionalization, in: American Behavioral Scientist, 40 (1997) H.5, S. 562-574, hier S. 572.

**80** | Fritz W. Scharpf, Demokratietheorie zwischen Utopie und Anpassung, Kronberg 1975, S. 57.

auch die Betrachtung des Einzelnen innerhalb dieser neu ausgemachten Partizipationsgesellschaft insgesamt – wird ebenfalls erforscht und problematisiert.

Es dominieren hier Forschungsmeinungen, wonach sich Partizipation für den Einzelnen lohne. Der Politologe Markus Steinbrecher beispielsweise zählt Funktionen und Typen politischer Partizipation auf. Er nennt identifikatorische, edukative, expressive und instrumentelle Funktionen sowie Typen politisch Partizipierender wie „der/die Inaktive“, „der/die Vollaktive“, „Konformisten“, „Reformisten“, „Protestierende“, „Staatsbürger“, „Problemzentrierte“, „Parteiaktive“ und „gewaltlose Aktivisten“.<sup>81</sup> Im Bereich der politischen Bildung und der Demokratiebildung werden mehrheitlich die positiven Wirkungsmöglichkeiten für beziehungsweise auf Individuen (auch Kinder) genannt: demokratische Werte-vermittlung, Erweiterung der individuellen Kompetenzen, Selbstwirksamkeits-erfahrungen, Selbstbestimmung und Erhöhung der Kontrolle über die eigenen Lebensbedingungen sowie das gesellschaftlich integrative Moment, das Partizipation innewohne.<sup>82</sup> Soziale Stadtprojekte liefern Hinweise darauf, dass Beteiligung und (gefühltes) Eigentum korrelieren.<sup>83</sup> Dass Partizipation wirkt, erkennt man allerdings auch an der Nicht-Beteiligung. So kann beispielsweise Langzeitarbeitslosigkeit stark negative Effekte wie Depressionen bei denen von der Arbeitsgesellschaft Ausgeschlossenen auslösen, wobei sich vor allem das Gefühl eines empfundenen Kontrollverlustes negativ auswirkt.<sup>84</sup> Bei den hier aufgeführten positiven Effekten von Partizipation sind Stimmen wie die von Herfried Münkler und Felix Wassermann selten, die ökonomisch-rational argumentieren. Sie konstatieren nüchtern: In der Regel sei der Nutzen für das Individuum niedriger als die Kosten.<sup>85</sup>

---

**81** | Auch wenn sich die Definitionstypen nur schwach voneinander abgrenzen lassen, vgl. Markus Steinbrecher, Politische Partizipation in Deutschland, Bamberg 2008, S. 33 f. und S. 54 f.

**82** | Vgl. Jürgen Gerdes u. Uwe Bittlingmayer, Demokratische Partizipation und politische Bildung, in: Wiebke Kohl u. Anna Seibring (Hg.), „Unsichtbares“ Politikprogramm? Themenwelten und politisches Interesse von „bildungsfernen“ Jugendlichen, Berlin 2002, S. 26-40, hier S. 26 f.; vgl. Rüdiger Hansen u. a. (Hg.), Partizipation in Kindertageseinrichtungen. So gelingt Demokratiebildung mit Kindern!, Berlin 2011.

**83** | Wer sich an etwas beteiligt, erachtet es eher als etwas „eigenes“ und handelt entsprechend.

**84** | Vgl. Michael Mehlich, Langzeitarbeitslosigkeit: individuelle Bewältigung im gesellschaftlichen Kontext, Baden-Baden 2005.

**85** | Vgl. Herfried Münkler u. Felix Wassermann, Was hält eine Gesellschaft zusammen? Sozialmoralische Ressourcen der Demokratie, in: Bundesministerium des Inneren, Referat G15 (Hg.), Theorie und Praxis gesellschaftlichen Zusammenhalts. Aktuelle Aspekte der Präventionsdiskussion um Gewalt und Extremismus, Berlin 2008, S. 3-22, hier S. 15.

## 2.2 „EIN SCHLEMMERBÜFETT“ – ANSÄTZE DER BEWEGUNGSFORSCHUNG

In Deutschland ist die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit überdauern den Protestgruppen bei aller Vielstimmigkeit überwiegend in der sogenannten Bewegungsforschung verankert, die – wie oben bereits angedeutet – vor allem mit dem Begriff der sozialen Bewegung beziehungsweise mit dem Begriff der Neuen/ neuen Sozialen/sozialen Bewegung/en operiert, um in diesen Zusammenhängen Proteste zu untersuchen. In geringerem Umfang verteilt sich die Beschäftigung mit Protestbewegungen – wie auch die Fußnoten und Verweise dieser Arbeit zeigen – auf Autoren verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen, die wiederum ausgehend von denen ihnen eigenen Denkrichtungen und fachspezifischen Entwicklungssträngen sich ihrem jeweiligen Forschungsgegenstand individuell nähern.<sup>86</sup> Einzelgänger prägen die Forschungslandschaft. Transdisziplinarität gibt es in der Bewegungsforschung eher selten. Eine gefestigte, institutionalisierte Protest- und Bewegungsforschung hat sich in Deutschland nie ausgebildet.<sup>87</sup>

„The concept ‚social movement‘ is a theoretical nightmare“<sup>88</sup>, hieß es 1984. Auch wenn seither vor allem einzelne beachtliche Pionierarbeiten geleistet wurden, bleibt die theoretische Literatur ein „Smörgasbord“<sup>89</sup>, ein Schlemmerbüfett, an dem sich die empirische Forschung gleichsam nach Belieben bedient. Was oft als theoretisches Manko beklagt wurde, darf – so die hier vertretene Auffassung – kein Hindernis sein, um Protestbewegung zu erfassen, kann auch den Vorteil bieten, sich nicht in einem einengenden theoretischen Gefüge zu verfangen, Forschungstrends unhinterfragt zu folgen, stattdessen Protestbewegungen mit größtmöglicher Offenheit begegnen zu können, sie „von innen heraus“ erfassen, beschreiben und analysieren zu können. Völlig nachvollziehbar wird über die bestehenden theoretischen Ansätze geschrieben: „Forscher/innen wählen zu Recht

**86** | Ein einführender Überblick findet sich bei Bert Klandermans u. Conny Roggeband (Hg.), *Handbook of Social Movements Across Disciplines*, New York 2007.

**87** | Zum Stand der Forschung in der Bewegungsforschung grundlegend und umfassend: Dieter Rucht, Zum Stand der Forschung zu sozialen Bewegungen, in: *Forschungsjournal soziale Bewegungen*, Jg. 24, (2011) H. 3, S. 20-47; Simon Teune, „Gibt es so etwas überhaupt noch?“ – Forschung zu Protest und sozialen Bewegungen, in: *Politische Vierteljahresschrift*, 49 (2008), S. 528-547; Sebastian Haunss u. Peter Ulrich, *Viel Bewegung – wenig Forschung. Zu- und Gegenstand von sozialwissenschaftlicher Protest- und Bewegungsforschung in der Bundesrepublik*, in: *Soziologie*, Jg. 42 (2013) H. 3, S. 290-304.

**88** | Wenn auch vorrangig mit Blick auf die in der Bewegungsforschung als weit entwickelt eingeschätzte US-Forschung: Gerald Marwell u. Pamela Oliver, *Collective Action Theory and Social Movements Research*, in: Louis Kriesberg (Hg.), *Research in Social Movements, Conflicts and Change. A Research Annual*, Jg. 7 (1984), S. 1-27, hier S. 4.

**89** | Doug McAdam, John D. McCarthy, Mayer N. Zald, *Social Movements*, in: Neil Smelser (Hg.), *Handbook of Sociology*, London 1988, S. 695-737, hier S. 695.

aus den verschiedenen Ansätzen eklektisch einzelne Faktoren aus, denn keiner reicht als alleiniger Erklärungsansatz aus.<sup>90</sup>

Denn: Protestbewegungen sind so facettenreich wie ihre Deutungsversuche selbst. Hinreichend überwölbende Erklärungsansätze, die notwendigerweise die eigentliche Komplexität sinnvoll und umfassend reduzieren<sup>91</sup>, gibt es nicht. Eine Nutzbarmachung der nachfolgenden theoretischen Generalisierungen muss daher entfallen. Die hier kurz skizzierten Paradigmen der Bewegungsforschung vermögen – nicht mehr, aber auch nicht weniger! – aus verschiedenen Blickwinkeln, ihren Untersuchungsgegenstand zu betrachten und zu erfassen, können sich dabei in den jeweiligen Fällen unter Umständen gewinnbringend ergänzen.<sup>92</sup> Doch wenn diese Vorgehensweisen in die Beliebigkeit führen – gar zu einem Schlemmerbüfett geraten –, genügt es, die einzelnen theoretischen Stränge für die Einordnung der daraus entstandenen Literatur wahrgenommen zu haben, sich sodann aber von ihnen zu verabschieden. Erkennbar wird, dass keiner von ihnen allein geeignet ist – auch nicht wie von Bewegungsforschern vorgeschlagen kompiliert mit anderen –, bei der Beantwortung der in dieser Arbeit gewählten Forschungsfragen umfänglich hilfreich zu sein.

Zunächst einmal ist die Bewegungsforschung<sup>93</sup> eine relativ junge akademische Disziplin. In der westdeutschen Nachkriegs-Sozialwissenschaft, bis etwa in die 1960er hinein, galt der Bewegungsbegriff als ideologisch belastet<sup>94</sup>, den Geschichtswissenschaften und Forschungen zum Nationalsozialismus und über

**90** | Brigitte Geißen u. Katja Thillmann, Partizipation in Neuen Sozialen Bewegungen, in: Beate Hoecker (Hg.), Politische Partizipation zwischen Konvention und Protest, Opladen 2006, S. 159-183, hier S. 170.

**91** | Vgl. Ingolfur Blühdorn, Self-Experience in the Theme Park of Radical Action? Social Movements and Political Articulation in the Late-Modern Condition, in: European Journal of Social Theory, Jg. 9 (2006) H. 1, S. 23-42, hier S. 38.

**92** | Vgl. Ansgar Klein, Bewegungsforschung: Quo vadis?, in: Vorgänge, Jg. 72 (2003) H. 4, S. 12-21, hier S. 15.

**93** | Zusätzlich zu den im Folgenden zitierten Veröffentlichungen zur Bewegungsforschung im Allgemeinen und deren Ansätze im Speziellen vgl. grundsätzlich: Kai-Uwe Hellmann, Paradigmen der Bewegungsforschung. Eine Fachdisziplin auf dem Weg zur normalen Wissenschaft, in: Ansgar Klein u.a. (Hg.), Neue soziale Bewegungen. Impulse, Bilanzen und Perspektiven, Opladen 1999, S. 91-113; Donatella della Porta u. Mario Diani, Social Movements. An Introduction, Oxford 1999; Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen, Perspektiven der Bewegungsforschung. Fragestellungen, Anregungen, Kritiken, Jg. 5 (1992) H. 2; Mark Herkenrath, Protest, Ungleichgewicht und Theorien der sozialen Bewegungen, in: Arne Schäfer u.a. (Hg.), Kulturen jugendlichen Aufbegehrens. Jugendprotest und soziale Ungleichheit, Weinheim 2011, S. 59-72.

**94** | Dazu vgl. Hubertus Buchstein, Soziale Bewegungen als Thema der westdeutschen Nachkriegspolitologie, in: Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen, Jg. 5 (1992) H.2, S. 77-85, hier S. 77.

Totalitarismustheorien vorbehalten.<sup>95</sup> Die wissenschaftliche Beschäftigung mit Protest und Bewegungen setzte in Deutschland daher nur zögerlich ein – verglichen mit den USA. Beide Entwicklungsstränge verliefen weitgehend für sich, wurden erst ab den 1990ern verstärkt miteinander verwoben, dann auch in Teilen gemeinsam fortentwickelt. Sie unterscheiden sich vor allem darin, dass in der US-Forschungsdiskussion zunächst massenpsychologische Ansätze zur Erklärung von Bewegungen angeführt wurden.<sup>96</sup> Kollektiver Protest – diesem Verständnis nach – erschien als irrationales Verhalten einer zur Erregung fähigen, verfügbaren, beeinflussbaren Masse. Erst ab den 1970ern wurde Kritik an dieser Sichtweise laut und eben diese Irrationalität von Protesten und Bewegungen anhand von Einzelstudien infrage gestellt. Ergebnisse, wonach Protestierende kalkuliert und strategisch vorgehen, begründeten den „Ressourcenmobilisierungsansatz“<sup>97</sup>, der sich in der Folge in den USA durchsetzte. Statt den Ursachen zur Entstehung von Bewegungsaktivitäten rückten somit Mechanismen der Mobilisierung in den Fokus der Forschung.<sup>98</sup> Den Aktiven wurden rationale Protestmotive zugeschrieben und die Bewegungen als politisch-strategische Zweckbündnisse aufgefasst, die ihrerseits auf Ressourcen wie Geld, Zeit und Personal angewiesen sind.<sup>99</sup> Vernachlässigt wurden dabei die Rahmenbedingungen, innerhalb derer Bewegungen entstehen und agieren. Welchen Einfluss haben politische und gesellschaftliche Gegebenheiten auf Entstehung und Wirken von Bewegungen? Diese Fragen der Kontextbedingungen nahmen mit dem Ansatz der politischen Gelegenheitsstruktur („Political Opportunity Structures“)<sup>100</sup> ab Mitte

**95** | Vgl. Ansgar Klein, Bewegungsforschung: Quo vadis?, in: *Vorgänge*, Jg. 72 (2003) H. 4, S. 12-21, hier S. 13.

**96** | Vor allem und viel zitiert: Gustav Le Bon, *Psychologie der Massen*, Stuttgart 1973. Ein Überblick über entsprechende Autoren bei: Michael Brown u. Amy Goldin, *Collective Behavior: A Review and Reinterpretation of the Literature*, Pacific Palisades 1973.

**97** | Vgl. John D. McCarthy u. Mayer N. Zald, *Resource Mobilization and Social Movements: A Partial Theory*, in: *American Journal of Sociology*, 82 (1977) S. 1212-1242; dem vorangegangen waren Konzepte der „relativen Deprivation“, die auf eine Unzufriedenheit zwischen gesellschaftlichen Erwartungen und Realität aufmerksam machten. Vgl. dazu: Ted Gurr, *Why Men Rebel*, Princeton 1970; vgl. Denton E. Morrison, *Some Notes toward Theory on Relative Deprivation, Social Movements and Social Change*, in: Robert R. Evans (Hg.), *Social Movements. A Reader and Source Book*, Chicago 1973, S. 103-116.

**98** | Vgl. Thomas Kern, *Soziale Bewegungen. Ursachen, Wirkungen, Mechanismen*, Wiesbaden 2008, S. 11.

**99** | Vgl. Ansgar Klein, Bewegungsforschung: Quo vadis?, in: *Vorgänge*, (2003) H. 4, S. 12-21, hier S. 14.

**100** | Dazu beispielhaft: Hanspeter Kriesi, *The Political Opportunity Structure of New Social Movements: Its Impact on Their Mobilization*, in: Craig Jenkins u. Bert Klandermans (Hg.), *The Politics of Social Protest. Comparative Perspectives on States and Social Movements*, London 1995; Herbert Kitschelt, *Politische Gelegenheitsstrukturen in Theorien sozialer*

der 1980er, in den USA sowie in Europa, an Bedeutung zu. Zunächst ergänzend gewannen im Anschluss „Framing-Theorien“<sup>101</sup> an Relevanz. Sie fokussieren auf den Außenbezug von Bewegungen und zielen auf kollektive Deutungsmuster innerhalb der Bewegungsgruppen zur Rahmung eines Problems ab, deren Anschlussfähigkeit mit anderen Problemdeutungen („Frames“) sowie das Aufzeigen möglicher Lösungen.

In der europäischen Bewegungsforschung wurden Bewegungsaktivitäten – anders als in den USA – zunächst vor allem als kollektives Handeln verstanden. Gesellschaftliche Strukturen, die „Structural Strains“, standen im Zentrum des Interesses. Über die Analysen von sozialen Neuerungen, Modernisierungsschüben, Wertewandel und schichtspezifischen Umorientierungen wurden vornehmlich Bewegungen und Protestaktivitäten erklärt. Viel diskutiert und prägend für nachfolgende Forschungsarbeiten waren die Studien von Alberto Melucci<sup>102</sup>, der darauf hinwies, dass soziale Bewegungen einer kollektiven Identität<sup>103</sup> bedürfen, sowie die Forschungen vorangetrieben vor allem von Dieter Rucht und Friedhelm Neidhardt, die verschiedene breite Bewegungen der Jahre ab 1970

---

Bewegungen heute, in: Ansgar Klein u.a. (Hg.), Neue soziale Bewegungen, Opladen 1999, S. 144-163; vgl. Dieter Rucht, Komplexe Phänomene – komplexe Erklärungen. Die politischen Gelegenheitsstrukturen neuer sozialer Bewegungen in der Bundesrepublik, in: Kai-Uwe Hellmann u. Ruud Koopmans, Paradigmen der Bewegungsforschung. Entstehung und Entwicklung von neuen sozialen Bewegungen und Rechtsextremismus, Opladen 1998, S. 109-127.

**101** | Vgl. David A. Snow u. Robert D. Benford, Ideology, Frame Resonance and Participant Mobilization, in: Bert Klandermans u.a. (Hg.), International Social Movement Research, Bd. 1, Greenwich/Connecticut 1988, S. 197-217; vgl. David A. Snow u. Robert Benford, Master Frames and Cycles of Protest, in: Aldon D. Morris u. Carol McClurg Mueller (Hg.), Frontiers in Social Movement Theory, New Haven 1992, S. 133-155.

**102** | Vgl. Alberto Melucci, Challenging Codes. Collectives Action in the Information Age, Cambridge 1996; vgl. ders., Getting Involved: Identity and Mobilization in Social Movements, in: Bert Klanderman u.a. (Hg.), International Social Movement Research, Bd. 1, Greenwich/Connecticut 1988, S. 329-348.

**103** | Die aktuelle Bedeutung des Konzepts der kollektiven Identität für die Bewegungsforschung zeigt sich nicht zuletzt auch darin, dass das Forschungsjournal Soziale Bewegungen es Ende 2011 zum Schwerpunktthema machte und ihm darin neun Aufsätze widmete. Vgl. Forschungsjournal Soziale Bewegungen, Wir und die anderen. Klärungen und Anwendungen des Konzepts kollektiver Identität, Jg. 24 (2011) H. 4. Die Theorie des kollektiven Handelns, bei der man davon ausgehe, dass „ein individueller Akteur in einer großen Gruppe faktisch keinen Einfluß auf das Ergebnis des Protests hat“, wurde u.a. kritisiert von Karl-Dieter Opp u. Steven E. Finkel, Politischer Protest, Rationalität und Lebensstile. Eine empirische Überprüfung alternativer Erklärungsmodelle, in: Achim Koch u.a. (Hg.), Politische Partizipation in der Bundesrepublik Deutschland – Empirische Befunde und theoretische Erklärungen, Opladen 2001, S. 73-108, hier S. 75.

unter dem häufig übernommenen, aber auch kritisierten Begriff der „Neuen Sozialen Bewegungen“ konzeptionalisierten.<sup>104</sup>

Heute wird von der deutschen Bewegungsforschung neben einer mangelnden Institutionalisierung eine Vielzahl von Desiderata und zu bearbeitenden Forschungsfeldern benannt, obgleich sich die Bewegungsforschung „im Großen und Ganzen [...] in den vergangenen Jahrzehnten recht dynamisch fortentwickelt“<sup>105</sup> habe.

So wird gefordert<sup>106</sup>, dass die Bewegungsforschung verstärkt interdisziplinär mit beispielsweise der Kommunikationswissenschaft und der NGO- und Verbändeforschung zusammenarbeiten müsse. Sie habe sich zudem stärker im Bereich des bürgerschaftlichen Engagement und der Zivilgesellschaftsforschung einzubringen. Zudem müssten transnationale Mobilisierung und Netzwerke mehr noch als bisher untersucht werden. Auch das Verhältnis von sozialen Bewegungen und Parteien sei unterbelichtet sowie rechte, fundamentalistische und religiöse Bewegungsaktivitäten unterrepräsentiert seien. Die Forscher würden sich zu stark auf Bewegungen konzentrieren, mit denen sie selbst sympathisierten, lautet der Vorwurf. In den vergangenen Jahren sind zudem Untersuchungen über spontane Protestentwicklungen – angeführt werden hier oft die gewalttätigen Ausschreitungen in den Pariser Vororten – vernachlässigt worden. Auch an kulturhistorischen Deutungen von Protestbewegungen mangele es. Häufig würden kulturelle Phänomene ausgehend von den Bewegungen rein instrumentell gedeutet. Unbeantwortet ist zudem die übergeordnete Frage, wie und woran man die Wirkung von Protestbewegungen messen und bewerten kann.

Insgesamt ist vor allem mit Blick auf aktuelle Protestbewegungsaktivitäten ein erstaunliches Unwissen über die jeweiligen Binnenstrukturen festzustellen.<sup>107</sup> Nicht nur organisatorisch, auch auf lokaler wie überregionaler Ebene

---

**104** | Die Verwendung der Forschungsbegrifflichkeiten „Neue soziale Bewegung(en)“ und „soziale Bewegung(en)“ haben sich letztlich in der Bewegungsforschung etabliert, gleichwie sie von scharfer wie nachvollziehbarer Kritik begleitet wurden und werden. Dazu beispielhaft Michael Th. Greven, Zur Kritik der Bewegungswissenschaft, in: *Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen*, Jg. 1 (1988) H. 4, S. 51-60 und aktuell Wolfgang Kraushaar, Der Griff nach der Notbremse. Nahaufnahmen des Protests, Berlin 2012, S. 30 ff.

**105** | Dieter Rucht, Zum Stand der Forschung zu sozialen Bewegungen, in: *Forschungsjournal Soziale Bewegungen*, Jg. 24 (2011) H. 3, S. 20-47, hier S. 34.

**106** | Nachfolgende Forschungsdesiderata sind übernommen aus Ansgar Klein, Bewegungsforschung: Quo vadis?, in: *Vorgänge*, (2003) H. 4, S. 12-21, hier S. 15 ff. sowie Simon Teune, „Gibt es so etwas überhaupt noch?“ Forschung zu Protest und sozialen Bewegungen, in: *Politische Vierteljahresschrift*, 49 (2008), S. 528-547, hier S. 541 und Dieter Rucht, Zum Stand der Forschung zu sozialen Bewegungen, in: *Forschungsjournal Soziale Bewegungen*, Jg. 24 (2011) H. 3, S. 20-47, hier S. 34 ff.

**107** | Um punktuelle Einblicke in die jeweiligen Organisationsrealitäten anhand von Einzelstudien zu erhalten, ist man vornehmlich auf entlegene Dissertationen und

haben sich längst Bewegungsmilieus gebildet, die – auf der Basis persönlicher Bekanntschaft – ähnliche Lebensstile pflegen, gemeinsame kulturelle Einstellungen teilen, über vergleichbare gesellschaftlich-politische Ausdrucksformen, Vorverständnisse und Wissensbestände verfügen. Hier gilt nach wie vor das, was bereits 1989 konstatiert wurde: Über „die Alltagspraxis von sozialen Bewegungen jenseits von spektakulären Protestaktionen, die Mechanismen und Verfahren der internen Koordination und Meinungsbildung“<sup>108</sup> weiß man nur wenig. Ebenso fehlten „mit methodischem Raffinement betriebene empirische Forschungen“<sup>109</sup>. Zwar sind diese Bemerkungen gut 20 Jahre alt, und die Kritik an und aus der deutschsprachigen Bewegungsforschung fällt heute zu Recht milder aus, dennoch finden sich gerade aufseiten der methodischen Herangehensweise Auslassungen, die verwundern. Nicht mit dem Fehlen einer gut ausgestatteten institutionellen Struktur zu erklären, ist die oftmals vorherrschende Fantasielosigkeit bei der Annäherung an die jeweiligen Untersuchungsgegenstände. Es überwiegen quantitative Methoden<sup>110</sup>, die gestützt auf Umfrage(bögen) und soziostrukturale Datensätze versuchen, Proteste zu erfassen.<sup>111</sup> Anders als die US-amerikanische

---

Abschlussarbeiten angewiesen. Vgl. Michael Schenk, Kommunikationsstrukturen in Bürgerinitiativen. Empirische Untersuchungen zur interpersonellen Kommunikation und politischen Meinungsbildung, Tübingen 1982.

**108** | Dieter Rucht, Die Analyse der neuen sozialen Bewegungen in der Bundesrepublik Deutschland – Eine Zwischenbilanz, in: *Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen*, Jg. 2., Sonderheft, Bonn 1989, S. 158-169, hier S. 165.

**109** | Ebd.

**110** | Es sei beispielhaft auf das verdienstvolle wie kritikwürdige PRODAT-Projekt und die sogenannte Protestereignisanalyse verwiesen. Hier wurde u.a. der Versuch unternommen anhand einer Auswahl von gesammelten Zeitungsartikeln, die Struktur von Protesten sowie die Motive der Protestakteure darzulegen. Vgl. Dieter Rucht u.a., Quantitative Inhaltsanalyse: Warum, wo, wann und wie wurde in der Bundesrepublik protestiert?, in: Ulrich von Alemann (Hg.), *Politikwissenschaftliche Methoden. Grundriss für Studium und Forschung*, Opladen 1995, S. 261-291 sowie Friedhelm Neidhardt u. Dieter Rucht, *Protestgeschichte in der Bundesrepublik Deutschland 1950-1994. Ereignisse, Themen, Akteure*, in: Max Kaase u. Günther Schmid (Hg.), *Eine lernende Demokratie: 50 Jahre Bundesrepublik Deutschland*, Berlin 1999, S. 129-164.

**111** | Vgl. Dieter Rucht u. Mundo Yang, Wer demonstrierte gegen Hartz IV?, in: *Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen*, Jg. 17 (2004) H. 4, S. 21-27; vgl. Göttinger Institut für Demokratieforschung, *Neue Dimensionen des Protests? Ergebnisse einer explorativen Studie zu den Protesten gegen Stuttgart 21, 2010/11*, online abrufbar unter: <http://www.demokratie-goettingen.de/content/uploads/2010/11/Neue-Dimensionen-des-Protests.pdf> (eingesehen am 02.01.2013); vgl. dass., *Die Proteste gegen den Flughafen Berlin Brandenburg (BER/BBI). Eine explorative Analyse der Protestteilnehmer*, 2011, online abrufbar unter: [http://www.demokratie-goettingen.de/content/uploads/2011/08/Studie\\_BBI\\_Zusammenfassung.pdf](http://www.demokratie-goettingen.de/content/uploads/2011/08/Studie_BBI_Zusammenfassung.pdf) (eingesehen am 02.01.2013).

hat die deutsche Bewegungsforschung wenig kreative Zugänge entwickelt, respektive entwickeln können. Biografische Methoden, um Bewegungen zu erklären, sind praktisch nicht vorhanden. Formen von teilnehmenden Beobachtungen werden überhaupt erst seit kurzem vorgeschlagen und sporadisch angewandt.<sup>112</sup> Rekonstruierende qualitative Auswertungen von Protestereignissen werden meist den Historikern überlassen.<sup>113</sup> Und akteurszentrierte Ansätze sind ohnehin kaum entwickelt. Auch auf aktuelle Ereignisse kann nicht zeitnah reagiert werden, hier überlässt man fast ausnahmslos den politischen Journalisten das Feld. Man erhält den Eindruck: Die Bewegungen bewegen sich, die Forschungsansätze erscheinen starr. Diese methodische Kargheit korrespondiert mit einer öffentlichen Unauffälligkeit, die erschrecken lässt. Die deutsche Bewegungsforschung wird in der breiten Öffentlichkeit vor allem vertreten durch die Person von Dieter Rucht. Nach dessen Emeritierung sowie institutionellen Einsparungen an der Berliner Forschungsgruppe am Wissenschaftszentrum für Sozialforschung kommt die deutsche Bewegungsforschung, trotz neu aufkommender Bemühungen um Sichtbarkeit<sup>114</sup>, der Sprachlosigkeit nach außen hin nahe, was gerade in Zeiten offenbar zunehmender bürgerschaftlicher Proteste zumindest irritieren kann.<sup>115</sup> Schließlich wird der (mediale) Bedarf nach Erklärungen und Einordnungen von Bewegungsaktivitäten in den kommenden Jahren vermutlich ebenso wenig abnehmen wie die Bedeutung von kommunikationsfähigen Strukturen, die zwischen „der Politik“ auf der einen und „dem Bürger“ auf der anderen Seite zu vermitteln in der Lage sind.

---

**112** | Vgl. Christoph Haug u. Simon Teune, Identifying Deliberation in Social Movement Assemblies: Challenges of Comparative Participant Observation, in: *Journal of Public Deliberation*, 4, online abrufbar unter:

<http://www.publicdeliberation.net/cgi/viewcontent.cgi?article=1044&context=jpd> (eingesehen am 02.01.2013).

**113** | Ein mikrohistorischer Zugang findet sich bei Sabine Horn u.a. (Hg.), *Protest vor Ort. Die 80er Jahre in Bremen und Göttingen*, Essen 2012. Ebenfalls ein Historiker nähert sich anhand einer Verhaltensstilanalyse einer Protestbewegung und fragt, „ob Stipluralismus die Langlebigkeit einer Bewegung vergrößert oder verkleinert.“ Vgl. Jens Ivo Engels, *Umweltpolitik und Verhaltensstile. Bausteine zu einer vergleichenden Untersuchung von Protestbewegungen*, in: *Vorgänge*, (2003) H.4, S. 50-58, hier S. 56 f.

**114** | So entschloss sich eine Berliner Initiativgruppe im April 2012, ein Institut für Protest- und Bewegungsforschung einzurichten. Es befindet sich nach wie vor in Gründung. Seine Homepage ist online erreichbar unter: [www.protestinstitut.eu](http://www.protestinstitut.eu) (abgerufen am 27.1.2014).

**115** | Vgl. Peter Ullrich, Die Wissenschaft vom Protest, in: *Neues Deutschland*, 24.11.2012, online abrufbar unter: <http://www.neues-deutschland.de/artikel/805310.die-wissenschaft-vom-protest.html> (eingesehen am 02.01.2013).

## 2.3 LUPEN STATT SCHEUKLAPPEN: DIE EINGESETZTEN FORSCHUNGSMETHODEN

Wie untersucht man eine Protestbewegung? Einen Gegenstand, der alles ist außer starr, der spontan auftritt, teilweise nervös, meist unstetig agiert, auch aufbrausen kann, sich in kurzer Zeit formieren und sich ebenso rasch wieder aufzulösen vermag? Die Antwort auf diese Frage tangiert das Wissenschaftsverständnis des Autors auf grundlegende Weise – aber nicht nur, schließlich gibt es auch ganz reale Bedingungen und Einschränkungen, denen sich der Forscher zu unterwerfen hat. Daher – die folgende abwägende Darstellung der Forschungsmethoden wird dies hoffentlich deutlich machen – strebt der Verfasser dem interpretativen Paradigma folgend auch gar nicht nach der „Wahrheit an sich“, sondern vielmehr nach Wahrhaftigkeit, indem die flexiblen Vorgehensweisen, die Einzelschritte der Datenerhebung und -auswertung im hier verwandten Forschungsprozess nachvollziehbar gemacht werden.

Es gilt grundsätzlich: Immer richtet sich die Wahl der Methode(n) nach der ausgewählten Fragestellung und dem Untersuchungsgegenstand, in diesem Fall also nach den deutschen Gruppen von Occupy, deren Aktivisten und – übergeordnet – der Frage: Was treibt sie an? Um hierauf antworten zu können, ist es erforderlich, die Sicht der handelnden Menschen zu beschreiben, zu analysieren, darzulegen, um von „innen heraus“ die Lebenswelt der Akteure zu erfassen.<sup>116</sup> Denn Protestbewegungen – so wie Occupy – bestehen aus einem dichten Gefüge von Kommunikation, Interaktion, Beziehungen, Entscheidungen, Organisationen. Vor allem aber: Sie werden von Menschen gemacht. Sie sind es, die – zunächst jeder für sich – die Entscheidung treffen, sich zu beteiligen, auf die Straße zu gehen oder an einer Versammlung teilzunehmen. Sie sind es, die innerhalb ihrer Gruppen (Protest-)Themen auf das Tapet bringen. Sie sind es, die mit ihren jeweiligen Vorerfahrungen, individuellen Wissensbeständen und Fähigkeiten Bestandteil einer Gruppe werden; diese beeinflussen, dabei aber natürlich auch von ihren Dynamiken selbst erfasst werden, individuell geprägt und beeinflusst werden. All das hat Folgen, denen die in der Politikwissenschaft aber auch in der deutschen Bewegungswissenschaft meist dominierenden quantitativen Methoden nicht gerecht werden können. Quantifizierende Ansätze in der Sozialforschung gehen von Regelmäßigkeiten im menschlichen Verhalten aus, das jedoch vielmehr durch eigenwillige Handlungen, subjektive Interpretationen, auch Zufälle, glückliche Umstände sowie Emotionen, Stimmungen und Launen geprägt ist. Hier werden dem Handeln häufig Bedeutungen untergeschoben, die gar nicht existent sind.<sup>117</sup> Zudem benötigen standardisierte Methoden für die Konzipierung ihrer Erhebungsinstrumente (zum Beispiel Fragebögen) eine feste Vorstellung

---

**116** | Vgl. Uwe Flick u.a., *Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick*, in: Ders. u.a. (Hg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*, Reinbek 2007, S. 13-29, hier S. 14.

**117** | Vgl. Siegfried Lamnek, *Qualitative Sozialforschung*, Weinheim 2005, S. 6 f.

über den untersuchten Gegenstand, wohingegen qualitative Forschung für das „Neue im Untersuchten, das Unbekannte im scheinbar Bekannten offen sein kann“<sup>118</sup>. In diesem Fall jedoch kann es eine solche feste Vorstellung über den Untersuchungsgegenstand „Occupy“ kaum geben. Die Darstellung des Forschungsstandes hat gezeigt, dass zu wenig empirische Erkenntnisse vorliegen, auf die sich quantitative Arbeiten mit der begründeten Bildung von Hypothesen, die dann zu prüfen wären, stützen könnten. Explorative Arbeiten über diesen „jungen“ Untersuchungsgegenstand sind bisher so gut wie nicht vorhanden. Selbst wenn die Forschungslage eine andere wäre, bliebe eine solche Vorgehensweise dennoch kritikwürdig. Denn mit einer Hypothesenbildung zu Beginn der Erhebung legt der quantitativ arbeitende Forscher bereits fest, was für die Untersuchung relevante Teilbereiche sein sollen und wie diese erfasst werden. Folglich schränkt er seine Forschungsperspektive derart ein, dass Zusammenhänge außerhalb des von ihm abgesteckten Feldes keine Chance mehr darauf haben, überhaupt nur erkannt, geschweige denn untersucht zu werden. Im Gegensatz zu einer quantitativ angelegten Arbeit zielt die vorliegende Arbeit nicht darauf ab, im Vorhinein aufgestellte Hypothesen zu prüfen, sondern hat zum Ziel, Hypothesen zu generieren. Ein fortlaufender Prozess, der erst am Ende des Untersuchungszeitraums – und auch dann nur vorläufig – als abgeschlossen betrachtet werden kann. Einen absoluten Anfang und ein absolutes Ende gibt es jedoch nicht.<sup>119</sup>

Ein weiteres Argument, dass hier wie bei der Erforschung von Protestbewegungen insgesamt gegen quantifizierende Ansätze spricht, ist, dass sie zudem die Existenz stabiler Muster unterstellen, wo komplexe Zusammenhänge und Persönlichkeitsfaktoren sowie Unsicherheit in der Folgenabschätzung Irrationalität und Unberechenbarkeit erzeugen. Dennoch werden zwischen den Forschungsfeldern Grenzen gezogen, vermeintliche Kausalzusammenhänge als messbare Ereignisse, ja als unveränderlich statische Wirkungszusammenhänge präsentiert, die außen vor lassen, dass das menschliche Verhalten zu seiner Umwelt nicht in einem direkten Ursache-Wirkung-Zusammenhang steht und dass sich Untersuchungsfelder oftmals überlagern, auf vielfältige Weise miteinander verknüpft sind. Überdies geben quantitative Methoden vor, vor allem das Sichtbare zu messen. Gerade innerhalb von Protestbewegungen, wo keine formellen Herrschaftsstrukturen anzutreffen sind und informelle Führungen überwiegen, fallen Entscheidungen jedoch (fast) immer in vermeintlich verborgenen Entscheidungsräumen. Diese Positionen zu entdecken und zu entschlüsseln, gelingt quantitativ nicht. Die Wechselspiele mit ihren komplexen Abhängigkeiten, die nicht immer auf den ersten Blick erkennbar, geschweige denn durch „logische Analyse“ einer Ereignisabfolge in den Griff zu bekommen sind, bleiben unsichtbar. Genau diese

**118** | Vgl. Uwe Flick u.a., Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick, in: Ders. u.a. (Hg.), Qualitative Forschung. Ein Handbuch, Reinbek 2007, S. 13-29, hier S. 17.

**119** | Vgl. Aglaja Przyborski u. Monika Wohlrab-Sahr, Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch, München 2008, S. 53.

sind jedoch von Bedeutung für die vorliegende Arbeit, insbesondere dann, wenn die Organisationsrealität erkannt werden soll.

Insgesamt fällt im sogenannten „Methodenstreit“ auf, dass Gegner quantitativer Verfahren ihre Kritik lautstark äußern: Von „Scheinobjektivität“, dem „Prinzip der Methode“, einer „Reduktion der Erkenntnisse“ und „Messfetischismus“ ist da beispielsweise im Standardlehrbuch von Siegfried Lamnek bereits auf den ersten Seiten zu lesen, was gleichsam wie eine Bestätigung der eigenen Bedeutung wirkt.<sup>120</sup> Auf der anderen Seite schreiben quantitative Forscher von einer qualitativen „Beliebigkeit“. Hier ist dem Verfasser dieser Arbeit wichtig, darauf hinzuweisen, dass auch aus der Ablehnung quantitativer Methoden kein Dogma erwachsen darf. Für diese qualitativ-explorativ angelegte Studie gilt, dass auch Ergebnisse aus quantitativen Studien zum Thema – sofern vorhanden und relevant für die Forschungsfrage – zur Kenntnis genommen, reflektiert und kritisch in den eigenen Forschungsverlauf eingebunden werden sollen, ja müssen. Dies widerspricht keineswegs der „entdeckenden Forschungslogik“<sup>121</sup>, die hier angewandt wurde, sondern sollte vielmehr als selbstverständlicher Teil einer offenen prozesshaften Untersuchung verstanden werden. Dabei steht am Anfang der Erhebung ein relativ unstrukturiertes Datenmaterial, von dem ausgehend der Prozess des Erhebens und gleichzeitigen Auswertens von Daten solange fortgeführt wird, bis eine „Sättigung“ erreicht werden wird. Dieser Untersuchungsvorgang selbst, bestehend aus einer Vielzahl von Interaktionen und Kommunikationen, wurde für den Erkenntnisgewinn ebenfalls bedeutend. Wobei gerade an dieser Stelle die prinzipielle Offenheit des Forschers keine Absolutheit beanspruchen darf. Denn die Vorannahmenlage, die Erfahrungen und das eigene Wissen können und sollen im Forschungsprozess nicht unberücksichtigt gelassen werden.

Hier besteht immer die Gefahr, die Komplexitäten einer flexiblen und zudem nur vage umrissenen Gruppe zu unterschätzen, allerdings eröffnen sich über den qualitativen Feldzugang Beschreibungsmöglichkeiten, die beweglicher, kreativer und – so meine feste Überzeugung – auch tiefschürfender sind als starre Kategorien, wie sie etwa gelegentlich für die Einordnung von Partizipationsformen im Allgemeinen und Protestbewegungen im Besonderen vorgeschlagen und angewendet werden.

Zusammen: Die hier zum Einsatz kommenden Methoden versteht der Verfasser als investigative Hilfsmittel, die – flexibel und dem Gegenstand angepasst – zur hermeneutischen Erforschung sich ergänzend eingesetzt werden, dabei keinesfalls ein festes analytisches Korsett darstellen. Sie ermöglichen, unterschiedliche Perspektiven auf den Gegenstand einzunehmen beziehungsweise verschiedene Teilaspekte desselben mit dem jeweils optimalen Instrumentarium auszuleuchten, was für eine umfassende Beantwortung der hier formulierten

---

**120** | Siegfried Lamnek, Qualitative Sozialforschung, Weinheim 2005, S. 6 ff.

**121** | Thomas Brüsemeister, Qualitative Forschung. Ein Überblick, Wiesbaden 2008, S. 19.

Forschungsfragen zwingend notwendig ist.<sup>122</sup> Im übertragenden Sinn können sie gewissermaßen als mehrere Lupen verstanden werden, die dem Forscher zur Verfügung stehen und mit denen das, was untersucht werden soll, besser beziehungsweise überhaupt erst für ihn sichtbar wird. Statt eines einzigen Forschungsansatzes, gar einer bestehenden Theorie zu folgen – und sich damit gewissermaßen als Forscher selbst Scheuklappen anzulegen – soll und muss hier also, um auf die wesentlichen Fragen der Arbeit antworten zu können, ein Mix aus qualitativen Methoden angewandt werden.<sup>123</sup> Im Folgenden werden sie mit Bezugnahmen auf die praktische Durchführung nachvollziehbar und hinsichtlich ihres Einsatzes sowie ihrer Bedeutung für den Forschungsprozess erörtert und reflektiert. Des Verfassers Anliegen und Aufgabe ist es, sich so „über die Voraussetzungen und die Methoden seines Verstehens Klarheit zu verschaffen“<sup>124</sup>.

### 2.3.1 Einzelinterview

Es gibt viele Arten, Interviews durchzuführen, die Literatur ist nahezu unüberschaubar, die Methode weit entwickelt.<sup>125</sup> In den Sozialwissenschaften ist das Interview die mit großem Abstand dominierende Form der Erhebung.<sup>126</sup> Sie lässt sich mit relativ wenig (zeitlich und sachlichem) Aufwand organisieren, ermöglicht aber im Fall einer gelungenen Durchführung bei nur kurzer Verweildauer „im Feld“ tiefe Einblicke in die Einstellungen, Interessen und Wahrnehmungen der Befragten. Auch ihre häufigste Form der Konservierung – das Transkript des Gesprächs – lässt sich unkompliziert aufbereiten, speichern und für den Auswertungsprozess handhabbar machen. Und dennoch – oder gerade wegen dieser forschungspraktischen Vorteile und wegen der Selbstverständlichkeit in den Sozialwissenschaften gegenüber der Konzeption von Interviews – müssen Vorüberlegungen, Vorbereitungen und Entscheidungen bei der Herangehensweise sorg-

---

**122** | Vgl. Uwe Flick, Triangulation. Eine Einführung, Wiesbaden 2004, S. 12.

**123** | Knapper, grundsätzlicher und allgemeiner Überblick über die Erhebungsmethoden, mit denen die hier zur Auswertung stehenden Daten gewonnen wurden: Stine Marg u.a., Wie erforscht man Protest, in: Dies. u.a. (Hg.), Die neue Macht der Bürger, Reinbek 2013, S. 14-47.

**124** | Ronald Hitzler u. Anne Honer, Einleitung: Hermeneutik in der deutschsprachigen Soziologie heute, in: Dies. (Hg.), Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung, Opladen 1997, S. 7.

**125** | Ein knapper grundlegender Überblick: Christel Hopf, Qualitative Interviews in der Sozialforschung. Ein Überblick, in: Uwe Flick u.a. (Hg.), Handbuch Qualitative Sozialforschung, München 1991, S. 177-182 sowie umfassender: Siegfried Lamnek, Qualitative Interviews, in: Eckard König u. Peter Zedler (Hg.), Qualitative Forschung, Weinheim 2002, S. 157-193.

**126** | Vgl. Gabriele Rosenthal, Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung, Weinheim 2005, S. 125.

fältig getroffen werden. Grundsätzlich stehen geschlossene und offene Varianten der Gesprächsführungen zur Verfügung, sich aber auch gegenüber.<sup>127</sup> Wie wurde hier verfahren?

Für das Konzept des offenen narrativen Interviews waren die Arbeiten von Fritz Schütze maßgebend.<sup>128</sup> Dabei soll der Befragte mit einer erzählgenerierenden Eingangsfrage zum spontanen Erzählen angeregt werden. In diesen ausdrücklich nicht vorbereiteten Stegreiferzählungen lassen sich „am ehesten die Orientierungsstrukturen des faktischen Handelns“<sup>129</sup> reproduzieren, lautet die zentrale Annahme dieser Form qualitativer Interviewführung. Handlungen und Erfahrungen werden analysierbar. Der Erzähler ist „mit dem Geschichtenträger in der Regel identisch: der Erzähler versetzt sich im Erzählvorgang in die eigenen Handlungs- und Erleidensabläufe zurück und muß sich seinen eigenen Veränderungsprozessen in der Spanne zwischen Damals und Jetzt stellen“<sup>130</sup>. Schützes Überzeugung: Die Struktur der Erfahrung findet sich in der Struktur der Erzählung wieder. Andere Darstellungsformen wie beispielsweise ein Argumentieren oder ein Berichten des Interviewten würden in größerer Distanz zu den Erfahrungen stehen, folglich weniger ertragreich sein bei der Entschlüsselung des Erzählten. Der Befragte würde sich nämlich am Zuhörer orientieren, ihn zu überzeugen versuchen und sich dabei selbst erläutern wollen.<sup>131</sup> Zudem erschwert beim Argumentieren wie auch beim Beschreiben – jedoch weniger beim Erzählen – das Phänomen der „sozialen Erwünschtheit“ die Deutung des Gesagten. Der Befragte neigt folglich eher dazu, so zu antworten, wie er glaubt, auf (soziale) Zustimmung (beim Interviewer) zu stoßen und versucht, die „richtige Antwort“ zu geben. Die offene narrative Methode indes verwickelt den Befragten in die „Zugzwänge des Erzählens“<sup>132</sup>, aus denen heraus er beispielsweise Relevanzen festlegt und (ihm bedeutsame) Detaillierungen vornimmt, ohne dass diese nachträglich vom

---

**127** | Vgl. Martin Kohli, „Offenes“ und „geschlossenes“ Interview: Neue Argumente zu einer alten Kontroverse, in: *Soziale Welt* (1978), S. 1-25.

**128** | Vgl. Fritz Schütze, Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung, in: *Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen: Kommunikative Sozialforschung*, München 1976, S. 159-260; ders., Die Techniken des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien. Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien Nr. 1 der Universität Bielefeld, Bielefeld 1977; ders., *Biographieforschung und narratives Interview*, in: *Neue Praxis* 3, S. 283-293.

**129** | Aglaja Przyborski u. Monika Wohlrab-Sahr, *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*, München 2008, S. 92.

**130** | Fritz Schütze, Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien: erzähl-theoretische Grundlagen, Hagen 1987, S. 62.

**131** | Vgl. Gabriele Rosenthal, *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung*, Wiesbaden 2005, S. 139.

**132** | Aglaja Przyborski u. Monika Wohlrab-Sahr, *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*, München 2008, S. 96.

Interviewer „abgefragt“ werden. Zugleich sind diese Erzählungen immer auch retrospektive Interpretationen des eigenen Handelns.

Die entsprechende Wirkung kann sich jedoch nur entfalten, wenn der Interviewer die Rolle des „aktiven Zuhörers“ einzunehmen versteht und nicht bloß als Fragensteller auftritt, der einen vorformulierten Fragenkatalog mit dem Ziel abarbeitet, das Wissen des Befragten „abzuholen“. Es ist dem Interviewer nicht verboten nachzufragen, um sich Interpretationen und Orientierungsmuster zu versichern. Jedoch bleibt es den Befragten überlassen, die ihm wichtigen Themen mit einer ihm angemessen Detaildictheit in einer von ihm autonom bestimmten Zeitspanne zu präsentieren.<sup>133</sup> Der Erzählfluss während Haupterzählungspassagen darf nicht gestoppt werden. Im Gegenteil, der Interviewer ist bemüht, ihn entweder parasprachlich („Mmh“ oder durch Kopfnicken) sowie im Fall von Stockungen mit erneuten erzählanregenden Fragestellungen („Und wie ging es dann weiter?“, „Und dann?“) am Laufen zu halten. Es wird auf ihn hin erzählt. Entsprechend weich, neutral, zurückhaltend, passiv beim Fragen, aktiv beim Zuhören sowie mit großem Interesse am Gesagten und an der Person, eben an den Geschichten des Gesprächspartners, verhält sich der Interviewer.

Der Ablauf des narrativen Interviews sieht vor – wie oben bereits erwähnt –, mit einer allgemeinen, offen gehaltenen Frage, dem Erzählstimulus, das Gespräch zu beginnen. Sie setzt die erste narrative Erzählphase in Gang, an die sich zunächst immanente, später auch exmanente Nachfragezeile anschließen (können), die wiederum stets zum Ziel haben, abermals narrative Passagen auszulösen. Heute ist die Methode des narrativen Interviews vor allem in der Biografieforschung fest verankert.

Indes: Für dieses Vorhaben kann das strikt offen-narrativ durchgeführte Interview allein keine befriedigenden Erkenntnisse zu den formulierten Fragestellungen liefern. Zum einen deshalb, weil sich über das narrative Interview vor allem allgemeine Lebensgeschichten erfassen lassen, in dieser Arbeit aber ausdrücklich politische Lebensgeschichten von Interesse sind. Auch wenn die befragten Occupy-Aktivisten banalerweise als sehr politische Menschen einzuschätzen waren, konnte eben nicht davon ausgegangen werden, dass in einem persönlich-lebensgeschichtlich angelegten Interview zwingend „das Politische“, die Protestgruppen und ihr eigenes politisches Engagement zentrale Rollen einnehmen würden. Man wäre Gefahr gelaufen, hinsichtlich der Fragestellungen unbrauchbare Interviews zu produzieren. Darüber hinaus ging der Verfasser keinesfalls „unbelastet“ in die Interviews. Es bestand bereits ein Vorwissen über Occupy im Allgemeinen und die jeweiligen Protestgruppen im Besonderen. Bereits im Rahmen der Rekrutierungsbemühungen wurden für Kontaktaufnahmen Demonstrationen besucht, an Versammlungen beobachtend teilgenommen, E-Mails gewechselt und Telefone geführt. Kurz: Ich hatte bereits etliche Gespräche mit Occupy-

---

<sup>133</sup> | Vgl. Gabriele Rosenthal, Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung, Wiesbaden 2005, S. 146.

Aktivisten geführt, bevor es zum Interviewtermin kam, hatte Akteure und Gruppen bereits kennengelernt, die vorhandene Literatur gesichtet sowie Zeitungsberichte gelesen. Das Prinzip der Offenheit war also nicht mehr gegeben. Überdies sollte in Teilbereichen eine Vergleichbarkeit unter den Interviews des Samples erzielt werden, um gemeinsame Deutungen, aber auch differenzierende Sichtweisen und Interessen ausfindig machen zu können. Auch dies ist mit narrativen Interviews so nicht sichergestellt.

An dieser Stelle leistet ein in der Methodendebatte relativ altes Konzept wichtige Hilfe, das fokussierte Interview. Robert K. Merton und Patricia L. Kendall formulierten es bereits 1946.<sup>134</sup> Am Anfang dieses Konzepts steht die Beobachtung des Forschers in einer realen Feldsituation. Er weiß von den Interviewten, dass sie „eine ganz konkrete Situation erlebt haben“<sup>135</sup>. Davon ausgehend analysiert der Forscher relevante Themen und Aspekte, bildet Hypothesen und formuliert anhand derer einen Leitfaden für die Interview-Durchführung. Er geht also mit einer Liste von Themen, Gegenständen und Fragen ins Interview, die während des Gesprächs anzusprechen sind. Der Forscher ist dabei in der Lage, auf der einen Seite die Gültigkeit seiner im Vorhinein formulierten Hypothesen zu prüfen und auf der anderen Seite „nicht antizipierte Reaktionen [...] festzustellen und sie zum Anlaß für die Bildung neuer Hypothesen zu nehmen“<sup>136</sup>. Eine Methode, der – anders als dem narrativen Interview – zweifellos eine quantitative Forschungslogik zugrunde liegt, die aber bei der Datenerhebung eindeutig qualitativ-interpretativ ausgerichtet ist: Hypothesen werden entwickelt, aber eben auch getestet.

Wie bei allen qualitativen Interviews spielt auch beim fokussierten Interview der Interviewer eine wichtige Rolle. Merton und Kendall heben vier Anweisungen an ihn hervor. Die Autoren sprechen zum einen von „Nicht-Beeinflussung“ des Befragten durch den Interviewer. Die Hypothesen des Forschers finden keine Erwähnung im Gespräch. Und auch sonst unternimmt der Interviewer nichts, um den Ablauf des Gesprächs zu beeinflussen. Denn nicht sein Relevanzsystem ist von Interesse, sondern das des Befragten, der äußern soll, was für ihn darin von zentraler Bedeutung ist. „Anders als bei Meinungsumfragen wird hier aufgedeckt, was die Versuchsperson denkt, und nicht, was ihre Meinung darüber ist, was der Interviewer denkt.“<sup>137</sup> Die Autoren benennen zudem das Kriterium der „Spezifität“. Der Interviewer fordert den Befragten immer wieder auf zu präzisieren und zu konkretisieren, das Gelebte auch selbst interpretativ zu erörtern, um so den eigentlichen Bedeutungsgehalt ausfindig machen zu können.<sup>138</sup>

---

**134** | Die deutsche Übersetzung ihres Textes erschien 1979: Robert K. Merton u. Patricia L. Kendall, Das fokussierte Interview, in: Christel Hopf u. Elmar Weingarten (Hg.), Qualitative Sozialforschung, Stuttgart 1979, S. 171-203, hier 172.

**135** | Ebd., S. 171.

**136** | Ebd., S. 172.

**137** | Ebd., S. 179.

**138** | Vgl. ebd., S. 186 ff.

Drittens betonen die Autoren das Kriterium der „Erfassung eines breiten Spektrums“, womit die Erfassung aller einschlägigen Daten im Verlauf des Interviews gemeint ist. Wobei auch gilt, dass „nie ein Thema angeschnitten werden [sollte], wenn man sich nicht entschlossen dafür einsetzen will, dass es einigermaßen ausführlich behandelt wird“<sup>139</sup>. Und als viertes Kriterium sprechen die Autoren von „Tiefgründigkeit“. Nicht mit Beschreibungen soll sich der Interviewer begnügen, sondern stets bemüht sein, vom Befragten auch „ein Höchstmaß an selbstenthüllenden Kommentaren“<sup>140</sup> und Aussagen zu erhalten. Die Frage „Was empfanden Sie als...?“ steht dafür exemplarisch.

Um Offenheit in der Gesprächsführung, Relevanz hinsichtlich der Beantwortung der Forschungsfragen und Vergleichbarkeit der Interviews zu erreichen, wurden in der vorliegenden Arbeit beide vorgestellten Methoden, die narrative und fokussierte Herangehensweise, miteinander verbunden, so wie es auch häufig empfohlen wird.<sup>141</sup> Die Interviews (Gesprächsdauer jeweils etwa eine Stunde) gliederten sich also in eine eher narrative erste und eine eher fokussierte zweite Gesprächspassage. Besonders bei Interviews mit Occupy-Aktivisten, also Aktivisten einer jungen, sich erst vor kurzem gebildeten Protestformation, drängt sich – wie bei allen Aktiven neuer Protestgruppen – die Frage auf, ob sich ihr Engagement als Reaktion auf verändert wahrgenommene Politik deuten lässt. Die Einstiegsfrage, wann der Befragte das erste Mal mit Politik in Kontakt gekommen ist und wie sich seitdem seine Einstellung und Beziehung zur Politik entwickelt haben, zielt eben genau darauf ab und setzt darüber hinaus eine Erzählung des Befragten in Gang, die bereits im Kontext „Politik“ ankert. An diese Narration schließen sich vertiefende Nachfragen an, die sich aus dem Gesagten entwickeln. Wahrnehmung, Sichtweisen und Deutungen des Befragten werden so deutlich; er wird dazu angeregt, seine eigene politische Lebensgeschichte in Ruhe, ohne den Redefluss störende Zwischenfragen, zu rekapitulieren. Erst im späteren Verlauf – ab etwa der Hälfte der Gesprächszeit – wird flexibel auf den Leitfaden zurückgegriffen, um sich auf – sofern noch erforderlich – noch nicht angesprochene Themenkomplexe zu fokussieren. Diese Themenkomplexe lauten „Politisierung und Aktivismus“, „Einstellung zu konventionellen Beteiligungsformen“ sowie „Arbeit und Ziel in der Protestgruppe“.

Zusammen: Diese kombinierte Vorgehensweise aus narrativem und fokussiertem Interview zu einem halb-offenen beziehungsweise halb-strukturierten Einzelinterview garantiert eine notwendige Vergleichbarkeit der geführten Gespräche, gewährleistet die Beschränkung auf forschungsrelevante Themenfelder und stellt sicher, dass das Interview größtmögliche narrative Anteile enthält. Zudem fügte sich dieses Vorgehen angemessen in den Gesamtforschungsplan mit

---

**139** | Ebd., hier S. 197.

**140** | Ebd.

**141** | Exemplarisch vgl. Gabriele Rosenthal, Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung, Weinheim 2005, S. 126.

seinen Geld- und Zeitressourcen ein, die überdies nicht vorsahen, sich häufiger als einmal mit einem Befragten zum Interview zu treffen.

Tatsächlich erwies sich diese halb-offene Interviewmethode in der Praxis als äußerst ertragreich. Eine „Leitfadenbürokratie“<sup>142</sup>, bei der unabhängig vom jeweiligen Gesprächsablauf derselbe Fragenkatalog abgefragt wurde, entwickelte sich nie. Vielmehr war es so, dass bereits in den ersten Erzählpassagen die Befragten von sich aus auf weitere forschungsrelevante Fragekomplexe Bezug nahmen, die nach Beendigung der narrativen Strecke vom Interviewer spiegelnd aufgenommen und in abermals Narrationen auslösende Fragestellungen zurückgegeben werden konnten. So konnten fast alle Interviews lange Zeit narrativ gehalten werden. Lediglich in einem Fall – bei einem Gespräch mit einer norddeutschen Aktivistin – löste die Eingangsfrage keine längere erzählende Passage aus. In solch (seltenem) Fall sowie insgesamt bei der Durchführung der Interviews mit zum Teil der Wissenschaft gegenüber skeptischen Gesprächspartnern von Occupy waren die Hinweise des französischen Soziologen Jean-Claude Kaufmann äußerst hilfreich. In seinem Konzept vom „verstehenden Interview“ betont Kaufmann die Bedeutung des Interviewers und hebt hervor, den Befragten mit Empathie gegenüberzutreten. Es gehe beim verstehenden Interview nicht darum, Wahrheit und Lüge zu entlarven, sondern darum, die Logik der Sinnproduktion des Interviewten zu verstehen. Dafür empfiehlt er dem Interviewer, es gar nicht erst zu versuchen, eine möglichst neutrale Haltung zum Thema und zum Befragten einzunehmen. Zu Recht spricht er sich gegen eine „Enthumanisierung der Beziehung“<sup>143</sup> von Interviewer und Befragtem aus. Nur allzu unglaublich erscheine, dass der Forscher zum Forschungsthema meinungslos steht. Vielmehr brauche der Befragte, so Kaufmann, ein präsentes Gegenüber, um seine Argumente entlang von Anhaltspunkten überhaupt entfalten zu können. Kaufmann fasst zusammen: „Hierfür bedarf es des genauen Gegenteils von Neutralität und Distanz, nämlich einer zwar diskreten, aber starken persönlichen Präsenz.“ Es handelt sich daher um eine insgesamt schwierige Aufgabe, wie Kaufmann treffend schreibt. Denn „der für den Informanten ideale Interviewer ist eine erstaunliche Persönlichkeit“<sup>144</sup>. Er müsse ein Fremder sein, dem man alles sagen kann, weil man ihn nie wiedersehen wird. Gleichzeitig müsse er einem während des Interviews so nahe kommen wie eine Vertrauensperson, der man alles sagen kann, weil sie zu einem engen Freund geworden ist. Zu den tiefen Eingeständnissen komme es, so Kaufmann, bei einer erfolgreichen Kombination dieser beiden gegensätzlichen Erwartungen. Kaufmanns Buch kann man als umfassendes Lob der „weichen“ Kompetenzen des Interviewers lesen. Wie sich bei der Durchführung der Interviews mit

---

**142** | Gabriele Rosenthal, Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung, Weinheim 2005, S. 129.

**143** | Jean-Claude Kaufmann, Das verstehende Interview. Theorie und Praxis, Konstanz 1999, S. 77.

**144** | Hier wie im Folgenden: Ebd., S. 78 f.

Occupy-Aktivisten gezeigt hat, waren diese Fähigkeiten tatsächlich vonnöten, um ertragreiche Interviews führen zu können, jedoch nicht ganz im Kaufmann'schen Sinn. Denn in den Interviewsituationen selbst erzählten die Befragten gerne von sich und ihrem Engagement. Es war eher so, dass die Aktivisten in ihrem Erzähldrang gebremst werden mussten. Die Befragten hatten Spaß daran, über ihr Engagement zu reden und über Politik, die viele als einen wesentlichen Lebensinhalt begriffen. Auch Persönliches fand in ihren Erzählungen Beachtung, wurde von den Befragten wenn auch nicht übermäßig, so doch unaufgefordert in ihren Erzählungen eingebunden. Die Interviews mit den Occupy-Aktivisten wurden in den Camps durchgeführt, im Anschluss beziehungsweise vor Demonstrationen oder Versammlungen. Es herrschte eine ungezwungene Atmosphäre in einem den Befragten natürlichen Umfeld, dem Camp.

Jedoch war der Weg hin zu einer Verabredung für einen Interviewtermin nicht immer problemlos. Verständlicherweise waren die Campbewohner nicht beziehungsweise nur sehr schlecht über Telefon oder per E-Mail zu erreichen. Das bedeutete, dass für erste Kontaktaufnahmen die Camps selbst besucht werden mussten, man dort wiederum sehr einfach mit den Aktivisten ins Gespräch kam, aber es dennoch Vorbehalte gab gegenüber Interviews, die mit einem Audiorekorder aufgezeichnet werden. Keinesfalls feindselig, aber man wollte den Interviewer, sein Vorhaben und vor allem seine Person erst mal kennenlernen. So sprach man miteinander, verbrachte ein paar Stunden im Camp, tauschte sich aus und verabredete einen Termin.

Die Rekrutierung erschwert hat aber auch das eigene Vorgehen bei der Auswahl von Gesprächspartnern. Denn nicht jeder Occupy-Aktivist kam für ein Einzelinterview infrage. Wiederum mit Jean-Claude Kaufmann gesprochen, ging es schließlich „weniger darum, eine Stichprobe zu bilden, als vielmehr seine Informanten gut auszuwählen“<sup>145</sup>. So war ich im Laufe der Untersuchung stets auch auf der Suche nach „neuen“ Interviewpartnern, die einen bisher unbekannten Fragekomplex zu erhellen versprachen. Sinnvoll war dieses selektive Vorgehen auch, weil zum einen der Forschungsgegenstand während des Untersuchungszeitraumes selbst immer wieder verschiedene Konturen annahm, zum anderen die Auswertung des bisher gesammelten Materials fortlaufend neue Fokussierungen mit sich brachte und überdies versucht wurde, stets diejenigen Aktivisten ausfindig zu machen und zum Interview zu bewegen, die zu den aufgeworfenen Fragen am meisten beitragen können. Folglich handelte es sich um ein „theoretisches Sampling“<sup>146</sup>. Die Auswahl fand nicht gemäß statistischen (Vor)

---

**145** | Ebd., S. 65.

**146** | Ein im Rahmen der Grounded Theory vorgeschlagenes theoriegenerierendes Verfahren, bei dem Daten parallel erhoben, kodiert und analysiert sowie darüber entschieden wird, welche Daten als nächstes erhoben werden sollen. Vgl. Barney G. Glaser u. Anselm L. Strauss, Grounded Theory: Strategien qualitativer Forschung, Bern 1998, S. 53 ff.

Überlegungen statt, sondern anhand theoretischer Befunde, die aus Felddaten gewonnen wurden. Mit der Rekrutierung wurde nicht allein Personal befragt. Es wurde mit dem Sampling zudem gezielt nach „Situationen, Ereignissen bzw. Schilderungen gesucht, die zur Fortentwicklung und ‚Sättigung‘ der Theorie beitragen“<sup>147</sup>. Eine theoretische Sättigung war dann erreicht, wenn es nichts Neues mehr zu erfahren gab beziehungsweise mit Ablauf des Untersuchungszeitraumes. So waren diese ersten Campbesuche und Beobachtungen von Demonstrationen in mehrfacher Hinsicht von Bedeutung. Denn hier wurde „im Feld“ festgestellt, welche Akteure wortmächtig erscheinen, wie sie kommunizieren, für welche Regeln, Rituale, auch unterschwelligen Hierarchien sie einstehen. Es konnten also „Köpfe der Bewegung“ ausfindig und gezielt für ein Einzelinterview angesprochen werden. Immer war es dabei von ganz entscheidender Bedeutung, zu wenigstens einem Aktivisten aus den hier besuchten Städten bereits einen vertrauensvollen Kontakt aufgebaut zu haben. Dieser wurde über den Austausch von E-Mails, durch informelle Telefongespräche (auch ohne konkreten Anlass) und während Smalltalks im Rahmen von Campbesuchen oder Demonstrationsbeobachtungen geknüpft und weiter ausgebaut. Ich bin fest davon überzeugt, dass dieser entgegenkommende Austausch, aus dem etliche Empfehlungen, Bekanntmachungen von Personen, Hinweise auf Veranstaltungen und Beschreibungen des Gruppen-Alltages resultierten, die tiefgehende Forschungsarbeit unter Occupy-Aktivisten und anderen Systemkritikern deutlich vereinfacht, wenn nicht sogar überhaupt erst ermöglicht hat. Denn für viele meiner Interviewpartner war ich in erster Linie nicht Forscher und Wissenschaftler, sondern zunächst einmal „ein ganz netter Typ aus Göttingen“, der keineswegs vorhat, irgendjemanden „her einzulegen“. Das verschaffte Zugänge, die sonst verborgen geblieben wären; es vereinfachte die Gesprächsführung im Allgemeinen enorm, insbesondere wirkte es sich spürbar positiv auf das Klima während der Einzelinterviews aus, deren Gelingen aufgrund ihres persönlichen „Vier-Augen-Charakters“ – mehr noch als Fokusgruppen und teilnehmender Beobachtung – davon abhängig ist, Fremdeheiten zwischen Interviewer und Befragtem schnellstmöglich abzubauen. Nach jedem geführten Einzelinterview wurde ein Gedächtnisprotokoll angefertigt, in dem wesentliche Auffälligkeiten – auch das Verhältnis zwischen Interviewer und Befragtem –, Beobachtungen bei wichtigen Bedeutungsträgern wie Sprache, Mimik und Habitus des Interviewten sowie Notizen zur Gesprächsatmosphäre und zum Gesprächsort festgehalten wurden.

### **2.3.2 Gruppendiskussion**

Während im Einzelinterview politische Lebensgeschichten, Interessen und individuelle Einstellungen des Befragten im Vordergrund stehen, zielt die in dieser

---

**147** | Aglaja Przyborski u. Monika Wohlrab-Sahr, Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch, München 2008, S. 194.

Arbeit zweite zentrale Erhebungsmethode – die Gruppendiskussion – vornehmlich darauf, kollektive Sinnproduktionen zu ermitteln. Es geht darum, geteilte Orientierungen der Aktivisten zu erforschen. Ihre Werte, Normen, ihr Relevanzsystem zu ermitteln und danach zu fragen, inwiefern dies für die Aktivisten einen handlungsleitenden Charakter besitzen könnte. Im konkreten Fall stellt sich die Frage, ob Gesellschafts- und Gruppenprozesse den Protest möglicherweise überhaupt erst manifest haben werden lassen, ob sie zu ihrer Mäßigung beitragen oder ob sie eher eine Radikalisierung befördern. Vorab: Bereits nach der Literaturdurchsicht überrascht, wie wenig Beachtung die deutsche Politikwissenschaft dieser Erhebungsmethode widmet, sind doch ihre Erträge hoch, was andere Disziplinen wie die Soziologie, Psychologie, Pädagogik und Ethnologie erkannt haben. Sie haben längst begonnen, das Verfahren für ihr Fach zu systematisieren, um den Erkenntniswert weiter zu steigern. Auch wenn überdies auffällt, dass selbst Standard-Handbücher zur qualitativen Sozialforschung die Methode der Gruppendiskussion lange Zeit mit nur wenig Emphase beschrieben und auf verhältnismäßig wenigen Seiten abarbeiteten<sup>148</sup>, erscheint doch die weit anhaltende Ignoranz der Politologie gegenüber diesem Erhebungsverfahren unverständlich. Schließlich gleicht das Format bereits vom Aufbau her einer jeden (politischen) Diskussionsrunde im Ursprung und sollte bei Politikwissenschaftlern, die selbst an Podien teilnehmen, Kolloquien moderieren, Seminargespräche leiten und politische Talkshows verfolgen, keine Fremdheiten auslösen. Denn das Prinzip der Gruppendiskussion ist simpel: Eine Gruppe von (zuvor ausgewählten) Menschen kommt zusammen, um miteinander (zuvor ausgewählte) Themen zu diskutieren. Ein Gesprächsleiter moderiert diese Diskussion. Vereinfacht formuliert: Es ist der Nachbau einer Art Stammtisch, der um ein oder mehrere Moderatoren erweitert wird. Die Überlegung, diesen gezielt zu politisieren, das Gesagte und das Verhalten der Befragten untereinander zu beobachten und zu analysieren, um daraus Hypothesen über beispielsweise Politikeinstellungen und -wahrnehmungen der Bürger zu generieren, liegt nahe – jedoch: Die Politikwissenschaft nimmt sie hierzulande bis heute nur vereinzelt auf.<sup>149</sup>

Womöglich tun sich Politologen nach wie vor schwer mit der Methode, weil sie die Gruppendiskussion in der Markt-, Medien-, Meinungs- und Konsumforschung verhaftet sehen; tatsächlich kommt sie dort seit langem routiniert zum Einsatz. Von Kundenbefragungen vor Produkteinführungen über Akzeptanz-

---

**148** | Beispielsweise: Werner Mangold, Gruppendiskussion, in: René König (Hg.), Handbuch der empirischen Sozialforschung, Band 2. Grundlegende Methoden und Techniken der empirischen Sozialforschung. Erster Teil, Stuttgart 1973, S. 228-259; Uwe Flick, Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften, Reinbek 1995, S. 132-139.

**149** | Natürlich mit Ausnahmen. Exemplarisch sei angeführt Peter Loss, Mitglieder und Sympathisanten rechtsextremer Parteien: Das Selbstverständnis von Anhängern der Partei „Die Republikaner“, Wiesbaden 1998.

forschung bis hin zu Werbewirkungsforschungen hat sich hier – wirtschaftsnah und meist profitabel – ein professioneller wie kreativer Zweig der Sozialforschung entwickelt, von dem aus jedoch nur relativ wenig Wissen in die wissenschaftliche Methodendebatte zurückfließt.<sup>150</sup> Die Gruppendiskussion wird vielleicht auch deshalb wahlweise abwertend als „quick and dirty“ oder als „quick and easy“<sup>151</sup> beschrieben – sie sei schnell durchführbar, und es entstünde (zu) wenig Nachvollziehbarkeit bei der Präsentation der Resultate. Im anglo-amerikanischen Raum indes hat die Methode eine weitaus stärkere Verbreitung erfahren, häufig unter dem Begriff „Focus Group“ firmierend, der dem Konzept des fokussierten Interviews von Merton und Kendall entlehnt ist. Hier werden Fokusgruppe und Gruppendiskussion synonym verwandt.

Grundlegend für den Einsatz von Gruppendiskussionen ist die Überzeugung des Forschers, die Gruppe als „Mikrokosmos der Gesellschaft“<sup>152</sup> zu verstehen und zu deuten. Es liegt die Annahme zugrunde, dass Menschen im Wesentlichen in Gruppen leben und handeln. Weder Alltag, Biografie, noch Einstellungen und Entscheidungen lassen sich ohne Gruppenzugehörigkeiten und ihre Einflussfaktoren denken und erklären.<sup>153</sup> Das selbstständig handelnde und entscheidende Individuum ist folglich „als eine verzerrte Darstellung sozialer Realität zu betrachten“<sup>154</sup>. Teilnehmer an Gruppendiskussionen fungieren als Repräsentanten sozialer Gruppen.

Dabei geht es bei Gruppendiskussionen nicht darum, ein Parallelinterview mit mehreren Menschen zu führen. Es geht weder um das Auszählen von einzelnen Meinungen noch um das bloße Notieren des Gesagten. Es geht darum, die Weltsicht der Teilnehmer zu verstehen mit ihren Wertvorstellungen, Deutungsmustern und Selbstverständnissen. Wertvolle gruppendynamische Prozesse, die im Verlauf jeder Diskussion wirken, beeinflussen ihr Engagement und die Auskunftsbereitschaft gegenüber den Forschern günstig. Zudem sollen das Interaktionsgeschehen der Gruppe erfasst und auf Wirkungszusammenhänge analysiert, geteilte Erfahrungsräume erkundet werden sowie komplexe Einstellungen, Wahrnehmungen, Gefühls-, Bedürfnis- und Motivationszusammenhänge von Menschen und Gruppen erforschen werden.<sup>155</sup> Dafür muss die Perspektive,

---

**150** | Vgl. Siegfried Lamnek, Qualitative Sozialforschung. Methoden und Techniken, Bd. 2, Weinheim 1995, S. 129.

**151** | Marlen Schulz, Quick and easy!? Fokusgruppen in der angewandten Sozialwissenschaft, in: Dies. u. Birgit Mack (Hg.), Fokusgruppen in der empirischen Sozialwissenschaft, Wiesbaden 2012, S. 9-22, hier S. 9.

**152** | Thomas Kühn u. Kay-Volker Koschel, Gruppendiskussionen. Ein Praxis-Handbuch, Wiesbaden 2011, S. 9.

**153** | Vgl. Manfred Sader, Psychologie der Gruppe, Weinheim 2002, S. 19.

**154** | Thomas Kühn u. Kay-Volker Koschel, Gruppendiskussionen. Ein Praxis-Handbuch, Wiesbaden 2011, S. 53.

**155** | Vgl. Ebd, S. 33.

aus der heraus die Teilnehmer sprechen, berücksichtigt werden. Dann können Gruppendiskussionen gemeinsame Wissensbestände der Befragten sichtbar machen, kollektive Sprachmuster zeigen, übergreifende und verbindende Argumentationslinien der Befragten erklärbar machen. Sie geben in alltagsähnlichen Gesprächspassagen Hinweise auf herrschende Tabus und geltende Common-Senses, auf Codes, einende Bezugsrahmen, gemeinsame Deutungsweisen, tragende Erzählungen und gruppeninterne Aushandlungs- und Entscheidungsabläufe sowie auf den Umgang der Befragten miteinander, auf ihre Selbstwahrnehmung und ihre Inszenierungs- und Mobilisierungstechniken. Die Möglichkeiten sind vielfältig, das Erkenntnispotential ist groß. Die Gruppendiskussion ist „der Staatssekretär unter den Methoden“<sup>156</sup>, wie Thomas Kühn und Kay-Volker Koschel in ihrem „Praxis-Handbuch“ schreiben. So kann sie auch im Zusammenspiel mit anderen Methoden überaus effizient und effektiv eingesetzt werden, doch muss sie im Forschungsprozess sinnvoll eingebettet werden. Das eigene Vorgehen muss daher besonders stark reflektiert werden. Ein allgemein anerkanntes Rezept für Design und Auswertung gibt es nicht. Eine gute Planung und vorausschauende Organisation der Gruppendiskussionen ist unablässig. Zentral ist in diesem Zusammenhang die Ausgestaltung des Gesprächsleitfadens. Die Vorgehensweise, Gruppendiskussionen mit solchen Leitfäden zu strukturieren und damit als Forscher in den Ablauf der Gesprächsrunden einzugreifen, ist nicht unumstritten. Während auf der einen Seite das Prinzip der Offenheit im qualitativen Forschungsprozess dadurch gefährdet gesehen wird, wird auf der anderen Seite die Forschungsökonomie betont, das Argument der Fokussierung auf relevante Forschungsfragen und das Bestreben nach Vergleichbarkeit als Begründung für die Verwendung eines thematischen Leitfadens angeführt.<sup>157</sup> Hier ist die Methodendebatte jedoch nicht sehr weit vorangeschritten, mögliche Varianten und kombinierte Verfahren bisher weitgehend unentwickelt, sie bleiben dem Forscher überlassen.

Für die vorliegende Arbeit wurde mit einem teilstandardisierten Leitfaden gearbeitet. Dies hatte mehrere Gründe. Zum einen sollte im Rahmen der BP-Gesellschaftsstudie, im Zuge derer die hier zur Auswertung stehenden Daten erhoben worden, eine Protestformationen übergreifende Vergleichbarkeit sichergestellt werden. Zum anderen sollten die Gespräche von Beginn an einen eindeutigen politischen Charakter erhalten. Dem Forschungsteam, das die hier verwendeten

---

**156** | Ebd., S. 13.

**157** | Diese Debatte anhand einem konkreten Forschungsvorhaben findet sich unter anderem bei Birgit Mack u. Karolin Tampe-Mai, Konzeption, Diskussionsleitfaden und Stimuli einer Fokusgruppe am Beispiel eines BMU-Projekts zur Entwicklung von Smart Meter Interfaces und begleitenden einführenden Maßnahmen zur optimalen Förderung des Stromsparends im Haushalt, in: Marlen Schulz u. Birgit Mack (Hg.), Fokusgruppen in der empirischen Sozialwissenschaft. Von der Konzeption bis zur Auswertung, Wiesbaden 2012, S. 66-89.

Daten erhob, standen Ressourcen zur Durchführung von drei Gruppendiskussionen zur Verfügung. Es war nicht möglich, im Forschungsprozess als Reaktion auf einen bestimmten Verlauf einer Gruppendiskussion noch einmal eine vertiefende Gesprächsrunde anzusetzen, zumal es sich nicht um Realgruppen handelte, was die Organisation eines zweiten Treffens erschwert hätte. Die Fokussierung war daher sinnvoll, wenngleich der Leitfaden nicht als unveränderlich betrachtet wurde. Er stellte sicher, dass alle forschungsrelevanten Themen und Fragestellungen Erwähnung fanden, ist jedoch kein Fragekatalog gewesen, der abzuarbeiten war. Vielmehr wurde er bereits während der Konzeption als bewusst unvollständig angesehen, als im Forschungsprozess veränderbar und während der Gesprächsrunden flexibel einsetzbar mit der Absicht, Diskussionsverläufe und -ziele nicht zu determinieren. Es herrschte eine gewollte Beweglichkeit, jedoch keine Beliebigkeit im Umgang und bei der Auslegung des Leitfadens. Die anzusprechenden Themenblöcke wurden entwickelt, um auf bestimmte Forschungsfragen Hinweise auf mögliche Antworten zu erhalten, und waren also von konkreter Bedeutung für das Vorhaben. Insofern handelte es sich nicht um eine offene Gruppendiskussion, sondern um eine strukturierte, in der jedoch den einzelnen Teilnehmern Freiräume zum Erzählen und Assoziieren geboten wurden. In insgesamt sechs Diskussionsabschnitte gliederte sich der teilstandardisierte Leitfaden auf, die im Folgenden erläutert werden.

Sie umfassten die Bereiche vergangener und gegenwärtiger Engagement- und Protesterfahrungen sowie die Einstellungen der Teilnehmer zu Politik, Demokratie und Gesellschaft. Eröffnet wurde jede Gruppendiskussion mit einer Vorstellung der Moderatoren, mit der Nennung des Diskussionsthemas „Engagement und Demokratie“ sowie mit einer Erläuterung der „Spielregeln“: Es wurde hingewiesen auf die jeweils zwei Kollegen, die die Gruppendiskussion verfolgten, um bereits währenddessen wichtige Beobachtungen und Auffälligkeiten zu notieren, auf die Notwendigkeit der Aufzeichnung (Mikrophone und Kamera) sowie auf die Gewährleistung des Datenschutzes. Zudem war es wichtig, für eine angenehme, offene Gesprächsatmosphäre zu sorgen, auch deshalb wurde zu Beginn vom Moderator gesagt, dass jeder jederzeit alles sagen dürfe und dass es kein richtig oder falsch gebe. Anschließend begann die Vorstellungsrunde der Teilnehmer. Zumeist wurden Name, Beruf, Alter, Wohnort und Gruppenzugehörigkeit genannt. Um die Teilnehmer zu politischer Selbstverortung zu bewegen und so mehr über ihre zurückliegendes Engagement zu erfahren, schloss sich eine Assoziationsaufgabe mit Fotos an die kurze Vorstellungsrunde an. Dafür waren Poster, auf denen insgesamt 80 verschiedene Fotos und Bildern zu sehen waren, im Raum auf Stellwänden angebracht gewesen. Jedes Bild auf den Postern war mit einer Nummer versehen. Die Teilnehmer wurden gebeten, aufzustehen, sich die Bilder aus der Nähe anzuschauen und sich drei oder mehr Fotos herauszusuchen, die ihnen persönlich wichtig seien, und sich die Nummern dieser Bilder zu notieren. Auffallend war, dass sich die meisten Teilnehmer hier für ausgesprochen politische Bilder mit starkem Bezug zum eigenen Engagement entschieden wie beispielsweise

Fotos von Demonstrationen, historisch-politischen Ereignissen oder Protestsymbole wie die Guy-Fawkes-Maske. Bilder aus den Bereichen Familie, Hobby und Leben wurden deutlich weniger häufig gewählt. Ziel dieses Themenblocks war es, über die Begründungen der Teilnehmer für ihre Bildauswahl erste Auskünfte über Orientierungen, Werte, Prioritäten und auch Biographien zu erhalten. Ziel war jedoch auch, unter den Diskutanten Gemeinsamkeiten zu unterstreichen, die Runde „aufzulockern“ und über die ausgewählten Bilder letztlich den ersten wichtigen Grundimpuls für den weiteren Verlauf der Diskussion gesetzt zu haben. Im anschließenden Themenblock standen die Demokratieverstellungen der Teilnehmer im Zentrum des Interesses. Die Moderatoren bat den Teilnehmer, sich einige Minuten Zeit zu nehmen und stichwortartig zu notieren, was sie mit Demokratie verbinden sowie ebenfalls festzuhalten, wann, wie oder wo sie ganz persönlich schon einmal „Demokratie erlebt“ haben. Es folgten Diskussionen unter anderem über Parlamentarismus, Wahlen, Mitspracherecht, (ideale) Entscheidungsfindungsprozesse, Macht und repräsentative Politikelemente. Es ging darum, zu erfahren, wie die Gruppe den Demokratiebegriff ausfüllt und mit welcher Bedeutung sie ihn versah. Die Moderatoren hielten sich hier besonders stark zurück, um die Kommunikationsabläufe nicht zu stören. Begriffe wie „Minderheiten“, „Rechtsstaat“, „Volkssouveränität“ oder „Gewaltenteilung“ waren tunlichst zu vermeiden, durften nur dann von den Moderatoren aufgegriffen werden, wenn sie zuvor in der Runde Erwähnung gefunden hatten.

Nach dieser etwa 30-minütigen Diskussionsphase wurden die Teilnehmer in zwei Gruppen geteilt. Beide Kleingruppen sollten sich zu einem fiktiven Konfliktzenario verhalten, dass ihnen – so unsere Annahme – aus ihrem Aktivistendasein vertraut sein sollte. So wurde zwei Diskussionsrunden ein Zeitungsbericht vorgelegt, aus dem hervorging, dass in ihrer Stadt die Euro-Gruppe zu einem Treffen zusammenkäme, um über Maßnahmen angesichts der gegenwärtigen Währungskrise zu beratschlagen. Einer Diskussionsrunde wurde ein Szenario beschrieben, wonach in ihrer Stadt ein umfassendes Sicherheitssystem mit zahlreichen Überwachungskameras im Innenstadtbereich installiert werden sollte. Es war jeweils die Aufgabe, auf diese Situation zu reagieren, in Kleingruppen ein mögliches (Protest-)Vorgehen zu diskutieren und zu entwerfen. Nach etwa zehn Minuten sollten beide Kleingruppen der jeweils anderen ihre Überlegungen sowie Mittel, Methoden und Zeitplan vorstellen. Ein Flipchart diente der Visualisierung. Hier wurde vom Forscherteam also eine experimentelle Situation erzeugt, bei deren Diskussion Erfahrungen, Wissensbestände und individuelle Auffassungen der Teilnehmer deutlich wurden, die sie wiederum anderen Aktivisten gegenüber erläuterten und letztlich auch rechtfertigen mussten.

Der abschließende Diskussionsblock fokussierte auf die Zukunftsvorstellungen der Teilnehmer. Welche Wünsche und Hoffnungen assoziieren sie mit ihrem Engagement? Was verstehen sie unter einer „guten Gesellschaft“? Für welches Ideal engagieren sie sich? Es wurde sich also von problemzentrierten Themen abgewendet, um die Rolle des Utopischen im Engagement zu diskutieren. Dazu

wurde ein Gedankenexperiment von den Moderatoren in Gang gesetzt, bei dem die Teilnehmer schilderten, wie eine Welt aussähe, die sie sich idealerweise vorstellen.

Die durchgeführten Gruppendiskussionen dauerten etwa zweieinhalb Stunden. Selbstläufigkeit im Diskurs war vorrangiges Ziel. Die Teilnehmer sollten (miteinander) ein Gespräch führen, in dem die Gruppe sich ihre gemeinsamen Erfahrungsdepots in Erzählungen und Beschreibungen vergegenwärtigt und rückversichert, sich dabei nicht nach dem Relevanzsystem der Moderation richtet, sondern nach dem eigenen.<sup>158</sup> Spontane Äußerungen zu erhalten, die „aus dem Bauch“ heraus getätigten werden, waren das Ziel. Eine entscheidende Rolle zum Gelingen der Gruppendiskussion nimmt zweifelsfrei der Moderator<sup>159</sup> ein, der über eine Reihe von Eigenschaften und Fähigkeiten verfügen sollte.<sup>160</sup> Er sollte nahe an der Alltagssprache formulieren, locker, aber seriös die Balance zwischen Distanz und Beteiligung finden. Er sollte sich offen, souverän, unparteiisch und prozessorientiert geben, mit Empathie auf die Teilnehmer zugehen können und zudem analytisch denken. Gesagtes sollte er im Kopf während der Gruppendiskussion bereits einer ersten spontanen Auswertung unterziehen und daraus schlussfolgern, gegebenenfalls mit Nachfragen reagieren, um Präzisionen bitten, unter Umständen und sofern Erkenntnisgewinn ausgemacht werden kann, sollte er Themenblöcke ausweiten, verkürzen oder vorziehen. Der Moderator sollte zudem die Dynamik im Auge haben, Phasen der Konformität erkennen, „Schweiger“ integrieren und „Vielredner“ bremsen. Er sollte den Leitfaden verinnerlicht haben und die entsprechenden Fragetechniken beherrschen, die vornehmlich von offenen zu vertiefenden Fragestellungen überleiten. Hier wurden alle drei Gruppendiskussionen von Moderatorenteams geleitet, die jeweils aus einem Mann und einer Frau bestanden sowie jeweils aus einem mit dem Protestspektrum der Teilnehmer vertrautem Moderator und einem nicht in das Thema eingearbeiteten Moderationspartner. Einen weiblichen Part besetzt zu haben, war wichtig, weil gerade die unterrepräsentierten Aktivistinnen in den Gesprächsrunden dadurch spürbar Sicherheit erhielten. Einen nicht eingearbeiteten Moderator im Team zu haben, stellte sich als gewinnbringend heraus, weil durch das weniger an Vorkenntnissen, eine andere, im positiven Sinn naivere Frageposition vertreten werden konnte. Diese Konstellation wurde für sinnvoll erachtet und daher für alle drei

---

**158** | Vgl. Ralf Bohnensack u.a. (Hg.), *Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung*, Opladen 2006, S. 76.

**159** | Der Verfasser dieser Arbeit hat zwei der drei Gruppendiskussion zusammen mit einer Kollegin moderiert. Bei der dritten Gruppendiskussion war er als Beobachter mit dabei.

**160** | Vgl. Christina Benighaus u. Ludger Benighaus, *Moderation, Gesprächsaufbau und Dynamik in Fokusgruppen*, in: Marlen Schulz u. Birgit Mack (Hg.), *Fokusgruppen in der empirischen Sozialwissenschaft*, Wiesbaden 2012, S. 111-132 sowie grundlegend zum Thema Moderation: Jan B. Sperling, Ursel Stapelfeldt u. Jacqueline Wasseveld, *Moderation*, Freiburg 2007 und Richard A. Krueger, *Moderating Focus Groups*, London 1998.

Gruppendiskussionen eingehalten. In der Literatur werden immer wieder negative Moderatoren-Effekte im Hinblick auf Gruppendiskussionen benannt. Dass diese jedoch größer sein sollen als beispielsweise beim Einzelinterview, dafür finden sich indes keine Belege.<sup>161</sup>

Von Bedeutung war, dass sich die Teilnehmer während der Gruppendiskussion wohl fühlten, schließlich sollten sie vergessen, dass sie sich in einer konstruierten Gesprächssituation befinden. Dafür war nicht nur das Auftreten der Moderatoren von Bedeutung. Denn ausgehend davon, dass mit der Nähe zur Alltagswelt der Befragten auch die Güte einer Studie zunimmt<sup>162</sup>, wurden auch Lokalitäten zur Durchführung der Gruppengespräche gewählt, die den Teilnehmern möglichst vertraut waren. Für dieses Vorhaben hat sich die individuelle Planung und die Auswahl eines jeden Ortes für die Durchführung von Gruppendiskussionen besser geeignet, als auf einen vermeintlichen Service von Marktforschungsstudios zu setzen, auch wenn es für die Forschenden mehr Arbeit bedeutete. Räumlichkeiten mussten ausfindig gemacht und gebucht werden, eigene Kamera- und Tonaufnahmegeräte mitgenommen und vor Ort aufgebaut werden. Doch der Aufwand lohnte sich. Die Befragten fühlten sich in den ihnen vertrauten Umgebungen meist rasch wohl, das Herstellen von Nähe fiel daher leichter und die Forscher erhielten beispielsweise durch redselige Wirte und Teilnehmer, die den Ort mit ihrem Engagement (unbewusst) in Bezug setzten, meist ganz nebenbei „Extra-Informationen“. Zudem sind die Raummieten in Kneipen, Kulturzentren und Gemeinschaftshäusern günstiger als in Marktforschungsstudios. Die zweite der drei Gruppendiskussionen wurde in einem Marktforschungsstudio geführt. Angehennere, entspanntere Gesprächsatmosphären – so mein Eindruck – kamen jeweils an den beiden anderen, frei ausgewählten Gesprächsorten (alternatives Kulturzentrum sowie Musikstudio) auf. Verallgemeinern sollte man dies jedoch nicht. Prinzipiell empfiehlt sich: Die Wahl der Räume sollte sich nach der Zusammensetzung der Teilnehmer richten mit dem Ziel, Fremdheiten abzubauen.

Das gilt auch für die Rekrutierung der Teilnehmer. Dies kann man professionellen Agenturen und Marktforschungsinstituten überlassen, die beispielsweise in ihren Karteien mögliche Diskutanten anfragen. Es gibt gute forschungspraktische Gründe dafür. Hier jedoch war klar, dass die Auswahl infrage kommender Gesprächspartner vom Forschern „im Feld“ selbst vorgenommen werden sollte. Denn die Annäherung an die Aktivisten, die ersten Kontaktaufnahmen, die Vorgespräche und die darauf folgenden Einladungen zum Gruppengespräch wurden selbst als wichtige, Erkenntnis bringende Informationen über die Gruppen und die Aktivisten betrachtet und als solche behandelt. Auf diese zu verzichten, hätte

---

**161** | Vgl. Marlen Schulz, Quick and easy!? Fokusgruppen in der der angewandten Sozialwissenschaft, in: Dies. u. Birgit Mack (Hg.), Fokusgruppen in der empirischen Sozialwissenschaft, Wiesbaden 2012, S. 9-22, hier S. 17.

**162** | Vgl. Siegfried Lamnek, Qualitative Sozialforschung Band 1. Methodologie, Weinheim 1995.

bedeutet, auf Einblicke in Organisationsweisen der Gruppen und auf die Erfahrungen und Eindrücke des ersten Kontaktes mit den Aktivisten zu verzichten. Gerade über diesen Rekrutierungsprozess wurden bereits Fremdheiten abgelegt, die andernfalls im Verlauf der Gruppendiskussionen noch hätten problematisch werden können. Zudem war die eigenständige Rekrutierung von Bedeutung, weil – wie bereits beim Einzelinterview – nicht jeder Occupy-Aktivist automatisch als Gruppendiskussionsteilnehmer geeignet war. Es galt im Prozess, den entsprechenden Forschungsstand zu berücksichtigen und daraufhin zu rekrutieren, um auf unter Umständen neu aufgeworfene Fragen und Probleme mit der entsprechenden Auswahl der Diskutanten reagieren zu können. Überdies sollte eine regionale Verteilung der Gruppendiskussions-Orte sichergestellt werden, was den Kreis möglicher Teilnehmer wiederum vorgab.

### **2.3.3 Teilnehmende Beobachtung**

Er zog nächtelang durch die Viertel der Abgehängten, durchwanderte die Quartiere von Afro-Amerikanern und Einwanderern und unternahm mit seinen Doktoranden stundenlange „Erkundungsgänge“ durch das Chicagoer Stadtleben der 1920er Jahre.<sup>163</sup> Der US-Soziologe Robert E. Park, Mitbegründer der sogenannten „Chicago School“<sup>164</sup>, brachte langjährige prägende Erfahrungen als Großstadt-Reporter mit in die Wissenschaft. Seine Botschaft und Aufforderung, die er an seine Studenten weitergab, lautete, die Studierstube und damit die bekannte und gewohnte Welt der Theorien zu verlassen und sich ins Feld zu begeben, das Fremde, das Neue, das Überraschende (im vermeintlich Bekannten) zu beobachten, zu entdecken, zu beschreiben und zu entschlüsseln. Wer seine Arbeiten sowie die Arbeiten seiner Schüler liest, stößt auf Neugier, Offenheit im Feld und Kreativität in der Darstellung der Ergebnisse, angetrieben durch Parks vermeintlich simple wissenschaftliche Grundhaltung: „Get your feed wet!“<sup>165</sup> – den Schreibtisch verlassen, draußen sein, selbst beobachten.<sup>166</sup> Eine Haltung zum Forschungsgegen-

---

**163** | Vgl. Gabriela Christmann, Robert E. Park, Konstanz 2007, S. 101; beispielhaft für Parks stadtsoziologische Arbeiten sei angeführt Robert Ezra Park, *The City. Suggestions for the Investigation of Human Behavior in the City Environment*, in: *The American Journal of Sociology*, Jg. 20 (1915) H. 5, S. 577-612.

**164** | Dazu vgl. Reiner Keller, *Das interpretative Paradigma. Eine Einführung*, Wiesbaden 2012, S. 21-81.

**165** | Z. n. Rolf Lindner, *Die Entdeckung der Stadtkultur*, Frankfurt a. M. 2007, S. 267.

**166** | Auch von Karl Mannheim wird berichtet, er habe während seiner Zeit an der London School of Economics gelegentlich seine Seminarteilnehmer davon geschickt mit dem Auftrag, in der benachbarten Fleet Street „Gesellschaft“ zu beobachten und anschließend im Seminar über ihre Beobachtungen zu berichten. Dazu vgl. Ralf Dahrendorf, Vorwort, in: Erving Goffman, *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*, München 1991, S. VIII.

stand, mit der sich der Verfasser dieser Arbeit grundsätzlich identifiziert, die für die vorliegende Untersuchung – in Ergänzung zu den anderen bereits genannten Methoden – es ermöglicht, eine umfassende Beantwortung der Forschungsfragen zu gewährleisten. Denn während Interview und Gruppendiskussion im allgemeinen Sinn verstanden eher Methoden der Befragung darstellen, über die sich Einstellungen, Meinungen, Interessen, Sichtweisen, Gefühle, Vorstellungen und Verhaltenserwartungen ermitteln lassen, zielt die Beobachtung darauf ab, soziales Handeln und Verhalten von Individuen und Gruppen im Moment und am Ort des Geschehens – also in einer natürlichen Situation – selbst und direkt analytisch zu betrachten sowie darüber zu verstehen.<sup>167</sup>

Dabei ist das Beobachten für sich zunächst einmal ein alltäglicher Vorgang. Jeder beobachtet immer irgendetwas; Menschen brauchen das, um sich in ihrer Umwelt bewegen und im Alltag orientieren zu können. Doch ist auch wichtig, nicht automatisch alles gleichzeitig mit gleicher Intensität zu beobachten, sondern selektiv wahrzunehmen, um nicht von vermeintlich gleichrangigen Eindrücken überfordert zu werden. Das menschliche Gehirn sorgt für diese auswählende Wahrnehmung, filtert die Beobachtungen, konstruiert, gewichtet und bewertet zugleich, wobei das Interesse des Beobachters, sein eigenes Wissen, seine Vorerfahrungen und Kenntnisse diesen Beobachtungsvorgang steuern und beeinflussen. Auch wenn prinzipiell jeder alles beobachten kann, unterscheiden sich die jeweiligen Wahrnehmungen eines jeden Beobachters. In der Methodendiskussion um die teilnehmende Beobachtung herrscht seit längerem die Überzeugung, dass „es offenbar vor allem das situationsangemessene Handeln des Beobachters, sein geschulter Blick und seine Fähigkeiten, heterogenes Material zu einer plausiblen Beschreibung zu verdichten, waren, an denen sich die Qualität von Studien entschied“<sup>168</sup>.

Tatsächlich finden sich – bereits vor und außerhalb der Chicagoer Schule mit ihren vornehmlich stadt-soziologischen Arbeiten – eine Vielzahl sozialwissenschaftlicher Studien, getragen von Erkenntnissen teilnehmender Beobachtungen. Im erweiterten Sinn stellen die Beschreibungen des konservativen Kulturhistorikers Wilhelm Heinrich Riehl (1823-1897) einen frühen Beginn dar. Riehl wandte sich gegen eine „Buchgelehrsamkeit“ und sprach sich dafür aus, dass der Forscher sein Feld erwandern solle. So näherte er sich beobachtend und beschreibend Landschaften, Wäldern und Dörfern, widmete sich aber auch abhängigen Leuten wie Wandertheater-Schauspielern.<sup>169</sup> Der „Ruhm des Begründers der

---

**167** | Vgl. Siegfried Lamnek, Qualitative Sozialforschung, Weinheim 2005, S. 552 f.

**168** | Christian Lüders, Beobachten im Feld und Ethnographie, in: Uwe Flick u.a. (Hg.), Qualitative Forschung. Ein Handbuch, Reinbek 2007, S. 384-401, hier S. 388; dazu vgl. auch Horst Berger u. Herbert F. Wolf (Hg.), Handbuch der soziologischen Forschung. Methodologie, Methoden, Techniken, Berlin 1989, S. 249.

**169** | Vgl. Jasper von Altenbockum, Wilhelm Heinrich Riehl 1823-1897: Sozialwissenschaft zwischen Kulturgeschichte und Ethnografie, Köln 1994.

teilnehmenden Beobachtung<sup>170</sup> gebührt indes dem Anthropologen Bronislaw Malinowski, der ab 1914 mehrere Jahre auf den Trobriand-Inseln lebte und forschte. Seinem 1922 erschienen Buch stellte er eine 27-seitige „Einführung“ über „Gegenstand, Methode und Umfang der Untersuchung“ voran, was auf diese Weise vor ihm noch niemand getan hatte.<sup>171</sup> Er begründet: „Niemandem würde es einfallen, einen Experimentalbeitrag auf den Gebieten der Physik oder Chemie zu schreiben, ohne detailliert über alle Anordnungen der Versuche zu berichten: ohne eine exakte Beschreibung zu geben aller benutzten Apparate, der Art und Weise, in der die Beobachtungen zustande kamen.“<sup>172</sup> Im deutschsprachigen Raum ist die Studie „Die Arbeitslosen von Marienthal“<sup>173</sup> nach wie vor maßgebend. Eine österreichische Forschergruppe angeleitet von Paul F. Lazarsfeld untersuchte ab 1931 die Auswirkungen der Massenarbeitslosigkeit im kleinen Ort Marienthal östlich von Wien. Die Forscher kombinierten dafür eine Vielzahl unterschiedlicher Methoden, um die Folgen von Arbeitslosigkeit differenziert zu erfassen. Verschiedene Beobachtungsformen kamen in diesem Multi-Methoden-Mix zum Einsatz und leisteten einen gewichtigen Beitrag zur Erkenntnis, dass Arbeitslosigkeit nicht, wie vielfach angenommen, die Arbeiter zur Revolte, sondern ganz überwiegend in die Resignation führt.

Während sich in der Soziologie und der Ethnologie, aber auch in der Psychologie und Pädagogik, die teilnehmende Beobachtung unter anderem nicht zuletzt dank der bereits genannten Pionierleistungen Malinowskis, der Chicagoer Schule und der Marienthal-Studie etablierte<sup>174</sup>, hat es die politikwissenschaftliche Forschung nicht vermocht, an diese Vorarbeiten anzuknüpfen – letztlich bis heute nicht. In der Forschungspraxis findet die Methode nur wenig Beachtung und wird auch nur selten methodisch reflektiert. Helmar Schöne stellt 2005 in einem

---

**170** | Rolf Lindner, *Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage*, Frankfurt a. M. 1990, S. 11.

**171** | Vgl. Bronislaw Malinowski, *Argonauten des westlichen Pazifik. Ein Bericht über Unternehmungen und Abenteuer der Eingeborenen in den Inselwelten von Melanesisch-Neuguinea*, Frankfurt a. M. 1979.

**172** | Bronislaw Malinowski, *Argonauten des westlichen Pazifik. Ein Bericht über Unternehmungen und Abenteuer der Eingeborenen in den Inselwelten von Melanesisch-Neuguinea*, Band 1, Frankfurt a. M. 1979, S. 24.

**173** | Vgl. Marie Jahoda, Paul F. Lazarsfeld u. Hans Zeisel, *Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch*, Frankfurt a. M. 1975.

**174** | Beispielhaft seien hier folgende neuere Forschungsarbeiten genannt, die sich selbst in der Chicagoer Tradition verorten: Anne Honer, *Beschreibung einer Lebens-Welt. Zur Empirie des Bodybuilding*, in: *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 14 (1985) H. 2, S. 131-139; vgl. Roland Girtler, *Der Strich. Erotik der Straße*, Wien 1994 sowie ders., „*Herrschaften wünschen zahlen*“. Die bunte Welt der Kellnerinnen und Kellner, Wien 2008. Vgl. weiterhin Sudhir Venkatesh, *Underground Economy. Was Gangs und Unternehmen gemeinsam haben*, Berlin 2008.

der auffällig seltenen Beiträge über die teilnehmende Beobachtung in der Politikwissenschaft eine für ihn ebenfalls überraschende „Blindstelle“<sup>175</sup> auf Seiten des Faches gegenüber dieser Erhebungsmethode fest. Dabei gelten gerade Politikwissenschaftler als genaue Beobachter politischer Vorgänge und werden deshalb von Medien, Verbänden und öffentlichen Institutionen häufig als Experten nachgefragt. Doch ihr Vertrauen in die eigene Beobachtungsgabe reicht offenbar nicht über Kurzkommentare für Fernsehanstalten hinaus. Teilnehmende Beobachtungen machen sie jedenfalls nicht zur Grundlage eigener Forschungsarbeit, gehen nur höchst selten selbst „ins Feld“, setzen vielmehr auf das quantitative Paradigma. In Anlehnung an Roland Girtlers Diktum vom „Veranda-Soziologen“<sup>176</sup> ließe sich heute mit Blick auf die überwiegende Mehrheit deutscher Politikwissenschaftler – leider immer noch – von „Sofa-“ oder „Schreibtisch-Politologen“ sprechen.<sup>177</sup>

Anders als in den USA, wo die Wissenschaft zunächst über die Großstadtforschung neu aufkommende journalistische Arbeitsweisen für sich entdeckte und handhabbar machte, blieb dieser Schritt in Deutschland aus – beziehungsweise erfolgte erst deutlich verspätet.<sup>178</sup> Dabei haben Reise-, Augenzeugen- und literarische Ereignisberichte, die Figur des „Flaneurs“ sowie der politische Publizist auch in Deutschland eine lange gemeinsame Tradition.<sup>179</sup> Jedoch entfernten sich recherchierender Journalismus sowie literarische und akademische Welt wieder voneinander, ehe der Nationalsozialismus sämtliche Darstellungsformen zu Instrumenten der Propaganda pervertierte.<sup>180</sup> In der Bundesrepublik hat sich die Reportage in den Medien und in der deutschen Literatur längst zu einer

---

**175** | Helmar Schöne, Die teilnehmende Beobachtung als Datenerhebungsmethode in der Politikwissenschaft. Methodologische Reflexion und Werkstattbericht, in: *Historical Social Research*, Jg. 30 (2005) H. 1, S. 168-199, hier S. 169.

**176** | Roland Girtler, *Zehn Gebote der Feldforschung*, Wien 2009, S. 10.

**177** | Eher als Ausnahmen dürfen betrachtet werden: Karin Algasinger, Thomas Gey u. Helmar Schöne, *So arbeitet der sächsische Landtag*, Rheinbreitbach 2002; Sibylle Krause-Bürger, *Wie Gerhard Schröder regiert. Beobachtungen im Zentrum der Macht*, Stuttgart 2000; Peter Loos, *Mitglieder und Sympathisanten rechtsextremer Parteien. Das Selbstverständnis von Anhängern der Partei „Die Republikaner“*, Wiesbaden 1998.

**178** | Gewiss auch, weil eine demokratische Massenpresse in den USA weiter ausgebildet war als in Deutschland. Weiterführende Erklärungsversuche dazu bei: Rolf Lindner, *Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage*, Frankfurt a. M. 1990.

**179** | Zu nennen sind hier beispielhaft Heinrich Heine, Karl Marx, Kurt Tucholsky, Alfred Döblin, Siegfried Kracauer, Egon Erwin Kisch, Franz Hessel, Sebastian Haffner.

**180** | Zur Geschichte der Reportage insgesamt vgl. Michael Haller, *Die Reportage*, Konstanz 2006, S. 15-70.

gängigen, akzeptierten und viel rezipierten Darstellungsform der Beobachtung entwickelt.<sup>181</sup>

Trotz zum Teil inhaltlich wie personell fließender Grenzen: Wissenschaftliche und journalistische Beobachtungen werden in der Literatur meist strikt voneinander getrennt. Zum einen nehme der Sozialforscher Bezug auf begründete Hypothesen, die er prüft oder im Fall explorativer Studien generiert. Ihm gehe es um einen konkreten Forschungszweck und nicht um eine „Sammlung von Merkwürdigkeiten“<sup>182</sup>, wie Siegfried Lamnek etwas abwertend festhält. Zum anderen sollten seine Beobachtungen stärker kontrolliert erfolgen.<sup>183</sup> Er plane systematisch und verlasse sich nicht auf den Zufall. Er zeichne auf und richte seine Beobachtungen auf die Auswertbarkeit der Ergebnisse hin aus.<sup>184</sup> Weder geht der Journalist völlig beliebig ins Feld – meist arbeitet auch er mit Arbeitsthesen und den Gang der Recherche anleitende Fragen –, noch schadet es dem Sozialforscher bei seiner Arbeit vor allem ein guter Reporter sein zu wollen. In Anlehnung an Robert E. Park ist damit gemeint, die Fähigkeit zu entwickeln, etwas sehend zu verstehen.<sup>185</sup> Von medialen Zwängen ist der Forscher anders als der Journalist befreit. Er muss nicht unterhalten, ist keiner Aktualität unterworfen, ist frei in seinen Beobachtungen, die sich einzig an der eigenen Forschungsfrage orientieren. Sein Ziel ist immer: Sinn zu verstehen.

Unter anderem dort, wo „relatives Neuland betreten wird“<sup>186</sup>, bietet sich die teilnehmende Beobachtung an. Doch die Methode ist nicht weit entwickelt und in der sozialwissenschaftlichen Debatte hat man längst begonnen, „mit einer

---

**181** | Exemplarisch seien hier die zahlreichen publikumswirksamen Veröffentlichungen von Günter Wallraff genannt. Neuere Buch-Erfolge beispielsweise von Moritz von Uslar („Deutschboden“, 2012), Wolfgang Büscher („Deutschland, eine Reise“, 2007) und letztlich auch Hape Kerkelings Reisebericht („Ich bin dann mal weg“, 2009) sind im Stil einer aktiv teilnehmenden Beobachtung verfasst, unterstreichen Bedeutung, Attraktivität und öffentliche Wirksamkeit dieser Methode für Medien und Literatur. Für die politische Publizistik belegen nicht zuletzt die Bucherfolge von Roger Willemsen („Das Hohe Haus“, 2014) und Nils Minkmar („Der Zirkus“, 2013) die Bedeutung der teilnehmenden Beobachtung.

**182** | Siegfried Lamnek, Beobachtung, in: Theo Hug (Hg.), *Wie kommt Wissenschaft zu Wissen? Einführung in die Forschungsmethodik und Forschungspraxis*, Band 2, Baltmannsweiler 2001, S. 265-281, hier S. 265.

**183** | Vgl. Andreas Diekmann, *Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen*, Reinbek 2002, S. 458.

**184** | Vgl. Werner Greve u. Dirk Wentura, *Wissenschaftliche Beobachtung. Eine Einführung*, Weinheim 1997, S. 13.

**185** | Vgl. Rolf Lindner, *Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage*, Frankfurt a. M. 1990, S. 10.

**186** | Siegfried Lamnek, *Qualitative Sozialforschung*, Weinheim 2005, S. 552.

gewissen Vagheit in methodologischen Fragen zu leben.“<sup>187</sup> Es existieren vielfältige Durchführungsmöglichkeiten teilnehmender Beobachtungen nebeneinander, wobei die Brauchbarkeit jeder Methode nur in Bezug auf die jeweilige Fragestellung beurteilt werden kann, für die sie eingesetzt wird. In der vorliegenden Arbeit kam die „unstrukturiert, offene und passiv teilnehmende Beobachtungen“ zum Einsatz.

Die Entscheidung gegen eine strukturierte beziehungsweise standardisierte und für eine unstrukturierte Beobachtung erfolgte vor dem Hintergrund der Tatsache, dass über das zu beobachtende Feld – die Occupy-Camps und -Gruppen – kaum Vorarbeiten vorlagen. Die Literaturdurchsicht hat gezeigt, dass man sich bestenfalls auf wenige Forschungsartikel und Aktivistenberichte aus den USA als Bezugspunkte hätte stützen können, um diese auf Deutschland zu übertragen und Beobachtungskategorien festzulegen – ein wenig Erkenntnis versprechendes Vorgehen. Zudem stellen unstrukturierte Beobachtungen eine im Forschungsprozess notwendige Flexibilität und Variabilität sicher. Hier passte sich die Methode dem Gegenstand bestmöglich an, der seinerseits unstetig erschien. Themen, Akteure und Stimmungen im Occupy-Camp unterlagen immer wieder Schwankungen, auf die der Forscher reagieren musste, um sie angemessen zu erfassen.

Dass die Beobachtung zudem offen durchgeführt wurde – was bedeutet, dass den Beobachteten die Tatsache des Beobachtet-Werdens bekannt ist – hatte zwei Gründe. Zum einen war es unwahrscheinlich, dass die personell relativ kleinen Occupy-Gruppen, aus denen zudem auch Gesprächspartner für Interviews und Gruppendiskussionen rekrutiert wurden, während des Untersuchungszeitraumes nicht die Rolle des Forschers erkennen würden. Dies aber sollte vermieden werden, schließlich wäre mit einer solchen „Enthüllung im Feld“ sicher ein erheblicher Vertrauensverlust vonseiten der Aktivisten verbunden gewesen, der womöglich das Forschungsvorhaben fraglich gemacht hätte. Lediglich eine Position der „akzeptablen Inkompétence“<sup>188</sup> wurde – sofern vom Verfasser für ertragreich erachtet – bezogen, um tiefer gehende, grundsätzlichere Auskünfte und Erörterungen von den jeweiligen Gesprächspartnern zu erhalten. Dabei geht es ausdrücklich nicht darum, seinem Gegenüber naiv aufzutreten, gleichzeitig jedoch nicht aus Angst vor vermeintlich simplen (Nach-)Fragen wie „Wie meinen Sie das?“, „Was bedeutet das?“ oder „Was verstehen Sie darunter?“ zurück zu schrecken. Zum anderen war es notwendig, sich persönlich vorzustellen, um mit Aktivisten ins Gespräch zu kommen und so auch nur ein temporäres Mitleben in der Gruppe zu erreichen. Die Lüge oder das Zulegen einer Undercover-Identität

**187** | Christian Lüders, Beobachten im Feld und Ethnographie, in: Uwe Flick u.a. (Hg.), Qualitative Forschung. Ein Handbuch, Reinbek 2007, S. 384-401, hier S. 388.

**188** | John Lofland, Der Beobachter: inkompétent aber akzeptabel, in: Klaus Gerdes (Hg.), Explorative Sozialforschung. Einführende Beiträge aus „Natural Sociology“ und Feldforschung in den USA, Stuttgart 1979, S. 75-76, hier S. 76.

wäre inakzeptabel. Auch, weil ich davon ausgegangen war, dass in jeder Gruppe ohnehin anfänglich gewisse Ressentiments gegenüber Fremden vorherrschen. Stattdessen wurde die eigene Rolle als Chance zum Abbau vom Fremdheiten begriffen. Bereits über die Klärung von Sinn und Zweck des eigenen (Forschungs-) Aufenthalts sollte Vertrauen, ja Sympathie entstehen. Roland Girtler betont in seinen Studien über Randkulturen immer wieder die Bedeutung, den betreffenden Personen ehrlich zu erzählen, was der Forscher will und wer er ist.<sup>189</sup> Eine Rolle zu spielen, lohne sich nicht, denn die Szenen seien klein – so wie es die Occupy-Initiativen auch sind. In den Camps und auf Veranstaltungen nahm ich meist die Rolle des (willkommenen) Besuchers ein. Während größerer Demonstrationen blieb man gelegentlich unerkannt. Doch wer fragte, bekam stets offene Antworten über Zweck und Vorhaben der eigenen Anwesenheit. Nichts desto trotz mussten auch hier – wie bei der Organisation von Interviews und Gruppendiskussionen – Grenzen der Offenlegung beachtet werden, um die eigene Forschung nicht zu gefährden. Detaillierte Beschreibungen der konkreten Forschungsfragen hätten das soziale Handeln der Akteure mutmaßlich verändert, die folgenden Beobachtungen determiniert und somit unbrauchbar gemacht.<sup>190</sup> So benutzte ich bei den Kontaktaufnahmen zunächst eher allgemeine, aber niemals falsche Aussagen über meine Arbeit. Ich gab es mich als Göttinger Sozialwissenschaftler aus, der im Bereich der sozialen Bewegungen forsche. Hier sei Occupy als neue Gruppierung besonders interessant, ich wolle mehr über Alltag und Arbeit der Gruppe erfahren, ob man Zeit und Lust habe, sich mit mir über Occupy zu unterhalten, sagte ich beispielsweise im Zuge erster Kontaktaufnahmen über mich und mein Vorhaben.<sup>191</sup> So wurde der Zugang zum Feld relativ einfach möglich. Ich traf insgesamt auf auskunftsfreudige Aktivisten, die mich „mitnahmen“, mir Zusammenhänge, Rituale und Regeln im Camp sowie in der Gruppe ausführlich erläuterten, aber mir auch Zeit für mich im Camp ließen, mich nicht loswerden wollten oder dergleichen, so dass ich viele Stunden mit „nosing around“<sup>192</sup> in den Protestdörfern verbrachte.

Die Beobachtungen fanden stets teilnehmend statt und nicht nicht-teilnehmend. Ich zog beispielsweise mit den Aktivisten demonstrierend durch die Stadt, saß während Asambleas im Protestzelt, verfolgte Sommerfeste und den Camp-Alltag gemeinsam mit anderen Aktivisten. Jedoch wurde immer passiv

---

**189** | Roland Girtler, *Der Strich. Erotik der Straße*, Wien 1994, S. 56.

**190** | Vgl. Siegfried Lamnek, *Qualitative Forschung. Lehrbuch*, Weinheim 2005, S. 602.

**191** | Hier sei angemerkt, dass die Kontaktaufnahmen oftmals über sogenannte „Schlüsselpersonen“ geschahen. Dazu grundlegend: Siegfried Lamnek, *Qualitative Forschung. Lehrbuch*, Weinheim 2005, S. 604.

**192** | Z. n. Rolf Lindner, *Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus Erfahrung der Reportage*, Frankfurt a. M. 1990, S. 10.

teilnehmend beobachtet.<sup>193</sup> Zu keinem Zeitpunkt wurden Diskussionsrunden durch eigene Wortbeiträge, Fragen oder anderes auffälliges Verhalten gestört und beeinflusst. Bei Demonstrationen wurde folglich nur mitgegangen, nicht aber eigene Sprechchöre angestimmt. An Planung und Durchführung von Aktionen wurde sich nicht mit eigenen Ideen beteiligt. Der Forscher entwickelte sich dadurch ausdrücklich nicht zu einem institutionellen Teil der Protestgruppe, was möglicherweise einen noch tieferen Einblick in die Gruppe ermöglicht hätte, forschungspraktisch aber nicht durchzuführen war, schließlich hätte man dafür wochen-, ja monatelang selbst im Camp leben müssen. Zudem wären vermutlich mit der größeren Nähe wiederum andere Schwierigkeiten – beispielsweise eine mögliche ausgeprägte Identifikation mit der Gruppe – bei der Erfassung und Beurteilung des Gesehenem verbunden gewesen. Es wurde sich also bewusst für diese Halbdistanz entschieden, aus der heraus beobachtet wurde.

Aus dieser Forschungsperspektive war die Beobachtung von Akteuren, Alltag und Protestaktivitäten im natürlichen Umfeld der Occupy-Gruppen überaus aufschlussreich. Das Leben, die Arbeitsweisen, der politische Alltag in den Camps von Occupy, also die Binnenstrukturen wurden sichtbar. Die Beobachtung hat überdies die Entstehung geteilter Wahrnehmung und Werte sowie Machtstrukturen und die Entscheidungsfindungsprozesse nachvollziehbar werden lassen.<sup>194</sup> Vor allem auch zur Erfassung des politischen Verhaltensstils, von Stil und Habitus der Aktivisten waren die Beobachtungen wichtig. Denn auch „aus dem Ensemble der Handlungsweisen politischer Akteure lässt sich ablesen, welche Vorstellungen von der Welt, insbesondere von Politik, ihnen zugrunde liegen.“<sup>195</sup> Sichtbar wird zudem, welche Ästhetik im Protest und für den Protest vorgelebt wird, welche Ikonen, Vorbilder und Rollenmodelle gelten.

Zum kontrollierten Sinnverstehen von Beobachtungen gehört die Formulierung des Präkonzepts des Forschers. Damit verschriftlicht er sein Vorwissen, seine Annahmen und Erwartungen vor Beginn einer teilnehmenden Beobachtung. Im Anschluss an die Beobachtung werden in einer dichten Beschreibung<sup>196</sup> das Gesehene, Erlebte, die Handelnden in ihrem Umfeld, die Interaktionen, einzelne besonders auffällige Situationen sowie Angaben über Ort und Zeit festgehalten.

---

**193** | Der Begriff wurde geprägt durch René König, Die Beobachtung, in: Ders. (Hg.), Handbuch der empirischen Sozialforschung. Grundlegende Methoden und Techniken der empirischen Sozialforschung. Erster Teil, Stuttgart 1973, S. 1-65, hier S. 51.

**194** | Vorzüge, die auch von der Bewegungsforschung als solche erkannt und benannt werden. Vgl. Simon Teune, „Gibt es so etwas überhaupt noch?“ Forschung zu Protest und sozialen Bewegungen, in: Politische Vierteljahresschrift, Jg. 49 (2008), S. 528-547, hier S. 538.

**195** | Jens Ivo Engels, Umweltprotest und Verhaltensstile. Bausteine zu einer vergleichenden Untersuchung von Protestbewegungen, in: Vorgänge, Jg. 42 (2003) H. 4, S. 50-58, hier S. 52.

**196** | Zum Unterschied zwischen „dichte Beschreibung“ und „Diagnose“ vgl. Clifford Geertz, Dichte Beschreibung, Frankfurt a. M. 1997, S. 39.

Für diese Protokolle „kann man ungehemmt über alles, was man erlebt hat, drauflos schreiben“<sup>197</sup>, denn sie sind nicht öffentlich, sollen vor allem dem Forscher auch später noch neben den vielen Beobachtungen vor allem die Atmosphäre und die Stimmungen der Beobachtung wieder in Erinnerung rufen. Sie wurden zunächst für sich analysiert und interpretiert. Anschließend wurden ihre Erkenntnisse mit den Ergebnissen aus Präkonzept, Interviews und Gruppendiskussionen verglichen und ausgewertet. Zur Interpretation wurden sodann Sekundärliteratur und Medienberichterstattungen mit herangezogen.

### **2.3.4 Dokumentation, Auswertung und Darstellung**

Die genannten Methoden – Interview, Gruppendiskussion und teilnehmende Beobachtung – erbrachten das Gros des auszuwertenden Datenmaterials. Hinzu kam wichtiges Material, das im Forschungsprozess buchstäblich fortlaufend gesammelt und analysiert wurde. Es handelt sich dabei unter anderem um Demonstrationsmaterial wie Poster, Flugblätter und Aufrufe auf Handzetteln. Zudem wurden Occupy-Zeitungen, Blogtexte auf Homepages und Online-Foren beobachtet. Beiträge und Videos aller regelmäßig in den sozialen Medien aktiven Occupy-Gruppen – vornehmlich bei Facebook, Twitter und YouTube – wurden verfolgt und die Beobachtungen in einer Art Forschungs-Tagebuch formlos festgehalten. Zudem wurden die besuchten Camps fotografiert. Diese Aufnahmen stellten eine visuelle Gedächtnissstütze in Ergänzung zu den teilnehmenden Beobachtungen der Zeltstädte dar. Am umfangreichsten innerhalb dieses zusätzlichen Materials waren jedoch – die Darstellung der Quellen zeigte dies bereits – die Medienberichte über Occupy.

Zusammengenommen handelt es sich also auch um einen beachtlichen Fundus relativ „unsortierten Materials“, das – „all is data“<sup>198</sup> – betrachtet wurde, sofern Teile von ihm für die Beantwortung der Forschungsfragen relevant waren. Gesichert wurden die Daten, indem die teilnehmenden Beobachtungen protokolliert und die Gruppendiskussionen und Interviews transkribiert wurden. Für das Anfertigen dieser Transkripte galten das einfache Verschriftlichungssystem nach Thorsten Dresing.<sup>199</sup> Danach wurde wörtlich transkribiert, nicht lautsprachlich oder zusammenfassend, schließlich sind und waren linguistische Feinheiten nicht von Interesse.

Für die Auswertung des gesamten Datenmaterials gilt, dass nur durch das Verstehen komplexer Ausgangsbedingungen sich Zusammenhänge rekonstrui-

---

**197** | Roland Girtler, Methoden der qualitativen Sozialforschung, Wien 1992, S. 142.

**198** | Barney Glaser, Remodeling Grounded Theory, in: Gunter Mey u. Katja Mruck (Hg.), Grounded Theory Reader, Köln 2007, S. 57.

**199** | Vgl. Thorsten Dresing, Praxisbuch Interview und Transkription. Regelsysteme und Anleitungen für qualitative ForscherInnen, Marburg 2012, S. 25 ff., online unter <http://www.audiotranskription.de/Praxisbuch-Transkription.pdf> (eingesehen am 10.2.2013).

ren und Sinnstrukturen verstehen lassen. Dies führt dazu, dass – anders als bei der quantitativen Forschung – die Anwendung der Qualitätskriterien Repräsentativität, Validität und Reliabilität so nicht gegeben ist.<sup>200</sup> Hier müssen Komplexität und Vielschichtigkeit begründet reduziert werden. Wobei gilt, dass Bedeutungen immer symbolhaft und offen für verschiedene Interpretationen sind. Wie also wurden die Daten der vorliegenden Arbeit ausgewertet und dargestellt?

Im Grunde genommen beginnt die Auswertung bereits mit der Erhebung – wie bereits oben erwähnt –, in jedem Fall aber mit der Dokumentation, denn beim Verfassen der Beobachtungsprotokolle sowie bei der Verschriftlichung der Tonaufnahmen von Interviews und Gruppendiskussionen treten unvermeidlich bereits erste Konstruktionen, Deutungen und Interpretationen auf. Mit ihnen muss umgegangen werden. Sie müssen im Verlauf der Auswertung bestmöglich kontrolliert werden.<sup>201</sup> Eine Schwierigkeit, die beim Gebrauch routinierter Auswertungsverfahren wie beispielsweise der Inhaltsanalyse nach Philipp Mayring<sup>202</sup> nicht einen kompletten Auswertungsprozess überdauert, sondern nach ihrer Zurkenntnisnahme und Problematisierung faktisch *ad acta* gelegt werden kann. Das Material der vorliegenden Arbeit wurde jedoch kontrolliert hermeneutisch ausgewertet, um „methodisch kontrolliert durch den oberflächlichen Informationsgehalt des Textes hindurchzustößen zu tieferliegenden (d.h. eben: in gewisser Weise ‚latenten‘ bzw. ‚verborgenen‘) Sinn- und Bedeutungsschichten und dabei diesen Rekonstruktionsvorgang intersubjektiv nachvollziehbar zu machen bzw. nachvollziehbar zu halten“<sup>203</sup>. Eine pauschale Zuordnung aller Textstücke in Kategorien, an die sich eine Auszählung und eine darauf stützende Auswertung anschließen würde, liefe dem zuwider. So müssen während des kontrolliert hermeneutischen Auswertungsverfahrens immer wieder Zusammenhänge entschlüsselt, Textstellen im Ganzen betrachtet, das Gesagte im Kontext und unter Rücksichtnahme auf Gesprächsdynamiken und auf räumlich-zeitliche Faktoren betrachtet werden. Der stete Zweifel ist diesem Vorgehen immanent. Er lässt die Auswertung und Analyse zwangsläufig und gewollt abwägend, scheinbar uneindeutig, auch eher langsam erscheinen, während die auszählende Inhaltsanalyse

**200** | Vgl. Udo Kelle, *Die Integration qualitativer und quantitativer Methoden in der empirischen Sozialforschung*, Wiesbaden 2008, S. 25 ff.

**201** | Vgl. Ronald Hitzler u. Anne Honer, Einleitung: Hermeneutik in der deutschsprachigen Soziologie heute, in: Dies. (Hg.), *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung*, Opladen 1997, S. 12.

**202** | Vgl. Philipp Mayring, *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*, Weinheim 1993; vgl. dazu auch Sandra Steigleder, *Die strukturierende qualitative Inhaltsanalyse im Praxistest: eine konstruktiv kritische Studie zur Auswertung von Philipp Mayring*, Marburg 2008.

**203** | Ronald Hitzler u. Anne Honer, Einleitung: Hermeneutik in der deutschsprachigen Soziologie heute, in: Dies. (Hg.), *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung*, Opladen 1997, S. 23.

hier eine vermeintliche Exaktheit und besondere Wissenschaftlichkeit suggeriert. So wurden zunächst die Protokolle und Transkripte jeweils für sich gelesen und interpretiert. Jede Lesart war dabei gestattet. Die daraus entstandenen Hypothesen wurden anhand des weiteren Materials geprüft, geändert, verworfen oder weiter entwickelt, solange bis belastbare Ergebnisse vorlagen.

Die Thesen und Fragen entwickelten sich also zum einen aus dem Material selbst und zum anderen aus dem formulierten Forschungsansatz. Dieser sah für die BP-Gesellschaftsstudie vor, im Zuge derer die hier vorliegenden Daten erhoben wurden, ein durchgängiges Analyseraster anzuwenden, um eine partielle Vergleichbarkeit der Einzelstudien zu erreichen.<sup>204</sup> Es bestand aus den Kategorien Alter und Geschlecht, persönliche Ressourcen wie Zeit, Bildung und Kompetenz, die bisherigen Erfahrungen mit Engagement und Politik, Einstellungen zur Politik, Einstellungen zur Demokratie, eigene Interessen, Sicht auf Nicht-Engagierte und traditionelle Werthaltungen und Einstellungen. Auf der Ebene der Gruppen bestand dieses Raster aus den Kategorien Techniken und Methoden der Mobilisierung, der Organisationsrealität, führende „Köpfe“ der Gruppe und den kommunikativen Mustern wie Sprache, Semantik, Topoi und Metaphern.

Die Kodierung und Feinanalyse der Texte erfolgte computerbasiert mit der Software MaxQDA.<sup>205</sup> Gearbeitet wurde mit einem halboffenen Verfahren, bei dem zu Beginn ein Set an Kategorien feststanden, denen entsprechende Textstellen des Materials zugeordneten werden sollten. Davon ausgehend hat sich das Grundgerüst der Liste der Kodierungen aufgefächert, weitere zusätzliche Codes sowie Sub-Codes wurden aus den Daten heraus entwickelt und vergeben. Dieses Verfahren bot genügend Offenheit, um die jeweiligen Gesprächsabläufe mit ihren Themen und Schwerpunktsetzungen in einem im Verlauf der Analyse größer werdenden Baum der Kodierungen induktiv abbilden zu können sowie gleichzeitig über eine Fokussierung auf einige Hauptkategorien eine übergeordnete Vergleichbarkeit der Texte herzustellen. Ein hilfreiches Tool von MaxQDA ist die Funktion der Code-Memos. So lassen sich spontane Notizen zur Vergabe eines Codes direkt im Dokument festhalten. Die Funktion Text-Memo ermöglicht es, längere Passagen zu kommentieren und somit die Auswertung übersichtlicher zu gestalten. Diese Funktion wurde häufig dafür benutzt, das Ungesagte zu notieren. Auch Widersprüchlichkeiten, Plausibilitäten und formelhafte Äußerungen wurden so vermerkt – es musste schließlich damit gerechnet werden, dass das

---

**204** | Vgl. Stine Marg, Stephan Klecha u. Felix Butzlaff, Wie erforscht man Protest?, in: Stine Marg u.a. (Hg.), Die neue Macht der Bürger, Reinbek 2013, S. 39.

**205** | Dazu grundlegend vgl. Udo Kuckartz, Computergestützte Analyse qualitativer Daten, Opladen 1999, S. 75-100. Am Beispiel Fokusgruppe: Jörg Hilpert u.a., Auswertung von Fokusgruppen mit MAXQDA am Beispiel des Projektes „Wahrnehmung der Fusionsenergie bei ausgewählten Bevölkerungsteilen“, in: Marlen Schulz u. Birgit Mack (Hg.), Fokusgruppen in der empirischen Sozialwissenschaft, Wiesbaden 2012, S. 170-194.

Problem der „sozialen Erwünschtheit“<sup>206</sup> auftritt und die Befragten das antworteten, wovon sie annahmen, dass der Interviewer es hören wolle. Auch um solche Stellen aufzuspüren und zu markieren, war das Programm nützlich. MaxQDA verfügt über eine Reihe weiterer Funktionen für die Auswertung wie beispielsweise die Aktivierung ausgesuchter Codes und das Anzeigen von Worthäufigkeiten sowie Gewichtungs- und Dictio-Tools, jedoch wurde das Programm nach insgesamt dreifacher Durchsicht und Kodierung des Datenmaterials vielmehr als ein Register benutzt und verstanden, das sämtliche Dokumente speichert, in dem man in kürzester Zeit Schlagworte finden und Gesprächspassagen nachlesen kann, ohne Hunderte Druckseiten bei sich haben zu müssen. Von der umfassenden Nutzung aller MaxQDA-Funktionen war jedoch abzusehen, weil natürlich auch diese Software Grenzen hat und sie nur eine bestimmte Anzahl programmierten Blickwinkel auf das Material gestattet.<sup>207</sup> Auch wenn, wie Udo Kelle schreibt, Studien dagegen sprechen, ist die Gefahr bei solch vielseitigen Computerprogrammen gegeben, dass sie „gegen die methodologischen Intentionen der Nutzer ein Eigenleben entwickeln und den Analyseprozess determinieren“<sup>208</sup>. So war auch das wichtigste Hilfsmittel des Verfassers in diesem Arbeitsstadium nicht die Computer-Software, sondern viele Seiten Papier, auf denen während der Auswertung fortwährend Kommentare, Thesen, Bemerkungen festgehalten wurden.

Bei der Darstellung der Ergebnisse wurde darauf geachtet, auch längere Gesprächspassagen zu zitieren, um Verkürzungen und vermeintlich vorschnelle Interpretationen zu umgehen sowie dem Leser der vorliegenden Arbeit dadurch die Befragten mit ihren Merkmalen hinsichtlich ihrer Sprache näher zu bringen. Im Textband wechseln sich darstellende Passagen, Erläuterungen, Ausschnitte aus Interview- und Gruppengesprächen und Deutungen sinnvoll, unter Berücksichtigung der jeweils leitenden (Teil-)Frage, ab. Für die gesamte Arbeit soll gelten: Verstehen erfolgt durch Interpretation.<sup>209</sup>

---

**206** | Vgl. Andreas Diekmann, Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen, Reinbek 2002, S. 382 ff.

**207** | Ein genereller Überblick zu den Möglichkeiten und Grenzen von Computersoftware in der Auswertung: Thomas Muhr u. Susanne Friese, Computergestützte qualitative Datenanalyse, in: Theo Hug (Hg.), Wie kommt Wissenschaft zu Wissen? Einführung in die Forschungsmethodik und Forschungspraxis, Baltmannsweiler 2001, S. 380-399, hier S. 386 ff.

**208** | Udo Kelle, Computergestützte Analyse qualitativer Daten, in: Uwe Flick u.a. (Hg.) Qualitative Forschung. Ein Handbuch, Reinbek 2000, S. 485-502, hier S. 501.

**209** | Vgl. Siegfried Lamnek, Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch, Weinheim 2005, S. 200.

